





Aus dem
norddeutschen Bauernleben.



Aus dem
norddeutschen Bauernleben.

Schildereien

von

Friedrich Oetker.



Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1880.

Inhaltsverzeichniß.





I.

Der Vollmeier und der Tagelöhnersohn.



Der Vollmeier und der Tagelöhnersohn.

„Junge," rief der Vollmeier Söffker seinem Neffen Kristel beim Musessen zu und begleitete seine Worte mit einer schallenden Ohrfeige, „Junge, eis Einen un eis Neinen, hebbe 'k di segt, un du Düwelsbengel nimst alle Mal twei!"

Es begab sich dies zu einer Zeit, wo noch in jedem rechtschaffenen Bauernhause des Morgens statt des nun üblichen Kaffees Mus gegessen wurde. Das war ein sehr nahrhaftes und wohlschmeckendes Essen, eine Art Mehlsuppe, in welche zur Verbesserung noch kleine Brodstücke geschnitten wurden, die im Niederdeutschen „Plokken" heißen. Auf solche Plocken bezog sich die strafende Rüge des Vollmeiers; und es muß hinzugefügt werden, daß er dabei die stille Billigung der ganzen Tischgesellschaft fand. Diese bestand, außer dem Hausherrn, aus dem Großknecht Konrad, dem Kleinknecht Karl, der Großmagd Wilhelmine, dem

Haussohne Ferdinand, der Haustochter Elisabeth, welche die Stelle einer Kleinmagd einnahm, und aus den beiden Pferdejungen Kristel und Heinrich.

Kristel war der Sohn eines verstorbenen Halbbruders des Vollmeiers, und glaubte daher zuweilen sich etwas mehr herausnehmen zu dürfen, als sonst einem Pferdejungen gestattet ist. Allein der Oheim hielt streng auf Ordnung und Gerechtigkeit und ließ dem Neffen, der übrigens ein gutmüthiger und aufgeweckter Junge war, nicht leicht Etwas hingehen, selbst wenn sich's nur um geringfügige Dinge handelte. Darum wurde auch jetzt das Verhalten des Kleinen so scharf geahndet, obwol nur ein paar Brodstückchen in Betracht kamen.

Beim Musessen stand die große dampfende Schüssel mitten auf dem Tische. Teller gab es nicht. Jeder langte mit Löffel und langem Arm in die Schüssel. Dabei galt es aber als gute Lebensart, einander nicht durch einen schnelleren Löffelgang oder durch unbescheidenes Plockennehmen zu übervortheilen. Es mußte gewissermaßen „Schlag gehalten" werden, gerade wie beim Dröschen, und da es ungefähr so eingerichtet war, daß es doppelt so viele Löffel Suppe gab als Plocken, so hatte das Gebot: „eis Einen un eis Neinen!" stets allgemeinen Anklang gefunden, und

die Strafe der Uebertretung fand eben so allgemeine Billigung.

Allein Niemand wagte eine Aeußerung. Kristel rieb sich mit der Linken den rothen Backen, während die Rechte unausgesetzt bestrebt war, mit den Uebrigen „Schlag zu halten", und diese hielten aus Scheu vor dem Herrn ihr Lachen und ihre Bemerkungen zurück, obwol dies den meisten schwer genug wurde.

Ueberhaupt ward Söffker von den Seinen eben so sehr gefürchtet als geliebt oder wenigstens geachtet. Er war streng bis zum Aeußersten; jede Nachlässigkeit, jede Unordnung wurde scharf gerügt; von früh bis spät mußte Jeder in Thätigkeit sein; aber er schonte auch sich selbst und die eigenen Kinder nicht. In Fleiß und Ordnungsliebe that er es Allen zuvor; wurde ihm Etwas nicht recht gemacht, so nahm er wol dem Knecht die Axt oder die Sense, oder der Magd die Kartoffelhacke aus der Hand und zeigte langsam und augenfällig, wie es besser zu machen sei. Hing eine Harke an der verkehrten Stelle oder war eine Schaufel nicht blank geputzt, so entging der Schuldige dem Strafgericht nicht. Suchen war ein Verbrechen; Alles mußte sofort zur Hand sein. Als ein neuer Pferdejunge das Geräth des Tages nicht gehörig gereinigt hatte, wies Söffker ihn sanft darauf hin und sagte:

„Hinnerk, wi mötet in der ganzen Gegend dat blankste Geschir hebben! meinst du dat nig ôk?“ Beim zweiten Male nahm er den Sünder beim Ohr und fragte, ihn schüttelnd: „Hinnerk, wer mot dat blankste Geschir hebben?“ Was beim dritten Male geschah, braucht nicht erst gesagt zu werden; aber ein solcher Fall kam nicht leicht vor, ein vierter niemals.

Auf der anderen Seite war Söffker seinen Leuten ein gerechter Herr, und ging ihnen mit Rath und That zur Hand, wo er nur konnte. Er bezahlte sie auch gut, und vor allen Dingen sah er auf gutes Essen und Trinken. „Wen Einer wat daun schal,“ pflegte er zu sagen, „sau mot hei ôk wat ünner 'n Harten[1]) hebben! Des Morgens en Kump vul Maus un des Middags Arften[2]) oder Bohnen, dat steit bi'n Ribben!“[3])

Als das Mus verzehrt war, sprach eins der Kinder ein kurzes Gebet, und dann ging's an's Dröschen, wobei Kristel und Lisbethchen das Wenden zu besorgen hatten.

Es war noch vor 6 Uhr Morgens, an einem

---

[1]) Unterm Herzen.

[2]) Erbsen.

[3]) Das steht bei den Rippen, das dauert und gibt Kraft.

dunklen, feuchten Novembertage; es mußte daher noch lange beim Laternenschein gearbeitet werden. Nach den ersten Anordnungen sollte das ganze Tagewerk in Dröschen bestehen. Plötzlich aber erging ein anderer Befehl. Das Wetter scheine günstig zu werden, hieß es; Jedes solle sich bereit halten, sofort nach dem Frühstück in den Berg zu gehen, um Streuzeug zu machen.

Söffker war ein so guter Landwirth, daß er auf Düngerbereitung den größesten Werth legte. Seine Mistgruben waren nach dem damaligen Stande bäuerlicher Ackerwirthschaft wahre Musterstätten. „De Mesfâl,“ pflegte er zu sagen, „is för den Buern de beste Goldkule“.[1]) Er hatte früh, und zwar aus eigenem Antriebe, die Stallfütterung eingeführt, Wiesen verbessert und vermehrt, Entwässerungen und Bewässerungen vorgenommen u. s. w.

So war er denn auch alljährlich bemüht, einige Fuder Streuzeug zu erlangen; doch nahm er sie nicht leicht aus der eigenen kleinen Waldung; „den mine lütjen Böme,“ sagte er im Stillen, „mötet ôk nog Dünger hebben.“

Auch dieses Mal hatte er sich die Erlaubniß ver-

---

[1]) Die Miststätte ist für den Landwirth die beste Goldgrube.

schafft, ein *gutes* Fuder Streuzeug aus den Staatsforsten zu holen. Da die angewiesene Stelle ziemlich hoch am Berge lag, so hatte die Abfuhr Schwierigkeiten. Söffker dachte also ungefähr so: „Ein gaud Fauer is sau vêl as twei lütge Fäuer; lütje kan 'n awer beter affäuern[1]); un wen sau'n lütj Fauer justemente en beten grôt ûtfallen schölle, na, den is dat jo ôk nein grôt Unglükke!"

Aber es war gerade nicht nöthig, daß der Herr Förster das „merkte"!

Mit dem Herrn Förster stand Söffker auf gutem Fuße, und mit der Frau Försterin auf noch besserem! Er hatte einen trefflichen Hühnerhof und einen wohlbesetzten Bienenstand. Da sich nun die Frau Försterin mitunter theilnehmend erkundigte, ob daheim Alles gut gedeihe, so glaubte Söffker diese Fragen nicht besser beantworten zu können, als wenn er ihr von Zeit zu Zeit ein paar junge Hahnen oder eine fette Gans oder einen Topf mit Honig oder dergleichen zustellte, und er hatte dann jedes Mal die stolze Freude, daß Alles höchlichst gerühmt wurde. Ja, einmal kam sogar die Försterin selbst angefahren und versicherte, daß sie

---

[1]) Ein *gutes* Fuder ist so viel wie zwei kleine Fuder; *kleine* kann man aber besser abfahren.

ein so schönes Bienenhaus noch niemals gesehen habe, wie das seinige; da sei es freilich kein Wunder, daß der Honig so ausgezeichnet gut schmecke!

Auch der Förster war immer sehr freundlich. Da Söffker in seinen jüngeren Jahren ein großer Jagdfreund gewesen war und auch jetzt noch, wie er sich ausdrückte, zuweilen gern 'mal „hinhielt", so ließ ihn der Förster mitunter zu den größeren oder kleineren Jagden einladen. Und so war er auch jetzt vom Forsthause benachrichtigt worden, daß von zehn Uhr an ein Treibjagen stattfinden solle, wozu Söffker sich einfinden möge. Der Ort lag aber in einem ganz anderen Reviere, als die Stelle, wo das Fuder Streuzeug angewiesen war.

Söffker erkannte sofort die Bedeutsamkeit dieses Umstandes, dankte ablehnend für die Einladung, und änderte auf der Stelle die Tagesordnung; denn, dachte er, wenn drüben gejagt wird, kann man hüben um so „ungestörter" arbeiten.

Die ganze Mus- und Dröschgesellschaft brach also bald nach dem nahen Waldgebirge auf, die Einen mit Rechen zum Laubharken, die Anderen mit Hacken zum Moos- und Haidesammeln, die Uebrigen mit Laken, um Alles an möglichst bequeme Aufladeplätze zu tragen. Söffker traf seine Anordnungen so, daß zwei Haupt-

ladeplätze in ziemlicher Entfernung von einander ausgewählt wurden. Wir werden bald sehen, wie kluggedacht und vorsichtig diese Maßregel sich erwies.

Zunächst begann nun eine mehrstündige emsige Thätigkeit, ohne daß dabei mehr Geräusch gemacht werden durfte, als eben unerläßlich war. „Alles tau'r richtigen Tîd,“ pflegte Söffker zu sagen, „arbeien un kören!“ [1])

Dann wurde eine Stunde „Schicht gemacht“ um das Mittagsmahl zu halten. In einer windstillen Ecke hatte Kristel mit dürrem Fallholz ein Feuer angezündet, um welches die Gesellschaft sich lagerte. Warmes Essen gab es natürlich nicht; aber Brod und Butter und Speck war in reicher Fülle vorhanden und schmeckte nach der Arbeit und Bewegung vortrefflich. Dazu gab's ein gut Glas Kornbranntwein; auch die Mädchen und die Jungen mußten eine Kleinigkeit trinken; denn „in sau'n fuchtig-kolen Harwstwêr“ [2]), sagte Söffker, „is en lütjen Schluk nig tau verachten, obschon ek im Ganzen von Brennewînsdrinken niks hole!“

Danach erzählte er, wie das in aufgeräumter

---

[1]) Alles zur richtigen Zeit, Arbeiten und Plaudern!

[2]) Feuchtkaltem Herbstwetter.

Stimmung seine Art war, den Leuten eine Geschichte, und zwar dies Mal die Schlacht von Trafalgar. Die beiderseitigen Linienschiffe und Fregatten wußte er genau aufzuzählen, die Stellung der beiden Flotten bezeichnete er mit dem Stiel seiner Hacke im Boden, der Fortgang des Kampfes ward geschildert — da mit einem Male fiel der verhängnißvolle Schuß aus dem Mastkorbe des gegnerischen Schiffes und Nelson sank tödtlich getroffen zusammen.

In diesem Augenblicke fiel, während die Leute athemlos horchten, wirklich ein Schuß, und Söffker warf die Augen erstaunt nach der Richtung des Schalles.

„Wat de Düwel,“ brummte er, „jaget de Kêrls dog hîr?“

Aber nur sekundenlang stand er unthätig. Dann rief er: „rasch, Lüe, an jue Plätze! Du, Kunrad, geist hendal! du, Karel, rechts, wît henût! ek gae höger bet an den Weg. Wahrschînlich kumt de Föster dar vörbi. Schöl' hei awer up einen van jök taudrêpen, sau raupe ji sau lûd as ji könt Here, hîr is wer! Süs awer Alle stille! nein Wôrd! nein Lûd!“

Lord Nelson konnte am Bord der Victory nicht gemessener kommandirt haben. Jeder ging lautlos an

seinen Platz und Söffker selbst begab sich in die Nähe des Weges, setzte eine kurze Pfeife in Brand und fing eifrig an zu arbeiten.

Er hatte richtig gerechnet. Nach kurzer Zeit nahten Schritte und der Förster rief freundlich:

„Guten Tag, Herr Söffker! Dacht' ich's doch! immer fleißig! Statt Hasen zu schießen, sammeln Sie Streuzeug. Nun, Sie haben nicht viel versäumt, es war ein „schlechter Tag heute!"

„Jagdglük, Düwelsstrik! Herr Förster! das heißt natürlich nur für einen Bauern! Ein Landmann soll auf seinen Ackerbau sehen und Jagd und dergleichen Anderen überlassen! Mein Vater seliger pflegte zu sagen: „Jagd, Fischfang und Vogelstellen verdirbt manchen jungen Gesellen!"

„Sehr weise, Herr Söffker, sehr weise! Aber ich möchte doch wetten, daß Sie Ihre Flinte da irgendwo hinter'm Busche haben, ha! ha!"

„Topp, Herr Förster, es gilt! zwanzig Thaler gegen den besten Nüttehêster"[1]).

„Na, na, Sie Schalk!" scherzte der Förster und gab dem biedern Jagdverächter lachend die Hand, „wir kennen das!"

---

[1]) Nutzholzbuche.

„Ich will nicht leugnen, Herr Förster," lächelte Söffker, „daß ein Hasenbraten mitunter ein gutes Essen ist; aber ein Gänsebraten thut's auch, und den habe ich bequemer, und die Gänse sind dies Jahr gut gerathen."

„Ach, da wird sich meine Frau freuen," erwiederte der Förster. „Niemand hat solche Gänse, wie der Söffker, pflegt sie zu sagen! Ueberhaupt haben Sie bei der Försterin einen guten Stein im Brett; ich könnte fast eifersüchtig werden!"

Der Vollmeier lachte, als wenn er sagen wollte: „Ja, ja, ek weit al, wat dat te bedüen het!"

„Aber was machen Sie denn da," fuhr der Förster fort, „die Haidebüschel sollten Sie doch nicht abhauen, die würden ja künftiges Jahr Ihren Bienen eine gute Ernte geben. Beiläufig: wie waren denn dies Jahr Ihre Stöcke?"

„Nicht zum Besten, Herr Förster! aber es wird doch möglich sein, gute Freunde nicht zu vergessen."

„Wirklich? Da wird sich meine Frau freuen. Sie sagte noch dieser Tage zu mir: Mann, an dem Söffker haben wir doch einen rechten Freund! . . . Nun, ich denke, Sie haben doch nicht alle Haide weggehauen . . . ich muß doch da unten 'mal nachsehen . . ."

Das lag nun aber keineswegs im Plane Söffker's.

Er beeilte sich daher, ablenkend zu erwidern: „Das ist nicht der Mühe werth, Herr Förster! Die besten Stellen habe ich verschont. Es wäre wirklich schade, dachte ich mir! Der Dünger entgeht mich wol; aber Honig ist doch noch besser, und so'n „klein Fuderchen" bringen wir auch wol ohne die Haide zusammen. — Wenn Sie's recht ist, zeige ich Ihnen den Hauptplatz. Ich denke dort nächsten Herbst mit Ihrem Verlaub einen besonderen Stand für eine Anzahl Bienenstöcke einzurichten. Jetzt ist der Weg für die armen Thierchen zu weit; an Ort und Stelle aber werden sie das Zehnfache einheimsen können, und das soll uns, denke ich, recht wohl bekommen.

Dabei führte Söffker den Förster nach einer ganz anderen Richtung, als dieser in bedrohlicher Weise angedeutet hatte, zeigte ihm dann die Stelle, die er für den Bienenstand im Auge habe, lenkte hierauf das Gespräch auf einen „Nüttehêster", der noch etwa fünf Minuten weiter entfernt war und den er wol angewiesen haben möchte, und kehrte endlich, nachdem er vom Förster die schönsten Zusicherungen erhalten und diesem die schönsten Grüße an die Frau Försterin aufgetragen hatte, zu seinen Arbeitern zurück.

Diese waren inzwischen nicht müßig gewesen. Bald kamen die Wagen an und es ging an's Auf-

laden, wobei nun aus dem „kleinen Fuderchen“ zwei starke Fuder wurden. Aber es blieb noch die Sorge um die Heimfahrt.

Solche Bergabfahrten waren bei dem damaligen Zustande der Wege ꝛc. keine geringe Aufgabe. Wer sie zum ersten Male sah, schloß unwillkürlich die Augen; denn es schien, als müsse Alles drunter und drüber gehen. Hemmschuhe und Hemmschrauben hatte man nicht; dagegen wurden die beiden Hinterräder mit schweren Ketten festgebunden. Ferner waren die Deichselpferde mit starken Hintergeschirren zum Aufhalten versehen und eine der Hauptaufmerksamkeiten und zugleich der Hauptgeschicklichkeiten bestand darin, daß der Fuhrmann, während er mit der Linken die Zügel hielt, sich mit dem rechten Arm über die Deichselspitze legte und solchergestalt das Emporrichten der Deichsel hinderte und das Zurückhalten von Seiten der Pferde erleichterte. Natürlich gehörte zu einem solchen Manöver nicht wenig Muth und Geschicklichkeit. Die Bergabfahrt mit voller Ladung galt daher gewissermaßen als eine Art Meisterstück und wer sie richtig vollbrachte, konnte mit Bewußtsein als rechter Fuhrmann und Pferdeknecht auftreten.

Konrad, der den ersten Wagen fuhr, war sicher und geübt; Karl, der zweite Wagenführer, hatte Muth

und Gewandtheit, aber noch wenig Erfahrung. Gleichwol würde er seine Aufgabe gut gelöst haben, wenn nicht das rechte Deichselpferd zu Fall gekommen wäre. Durch den plötzlichen Ruck auf die Deichsel verlor er das Gleichgewicht und schwebte nun in höchster Gefahr.

Zum Glück befand sich ein dicker Stein in der Spur des einen Rades. Söffker, der aufmerksam nebenher ging, warf schnell einen zweiten vor das andere Rad, während sein Sohn die Zügel ergriff und das andere Pferd zurückhielt. So gelang es, den Wagen zum Stehen zu bringen und Karl aus dem Wirrwarr hervorzuziehen.

Der Arme war schwer verletzt; entweder hatte er einen Schenkelbruch oder eine gefährliche Verrenkung erlitten; denn er konnte sich nicht vom Fleck bewegen. Dabei waren ihm Arme und Gesicht arg zerschunden und zerquetscht.

Das Alles war um so übler, als schon die Dunkelheit hereinbrach. Aber da half kein Zaudern. Zunächst ward der Wagen durch weitere Hemmsteine völlig sicher gestellt. Dann gebot Söffker, einen Theil der Ladung abzuwerfen und oben einen möglichst bequemen Ruheplatz für Karl herzurichten. Zugleich beorderte er den Pferdejungen Heinrich nach dem Kirchdorfe, wo der nächste Wundarzt wohnte, um diesen nach dem

Meierhofe zu bestellen. Dann nahm er selbst die Peitsche in die Hand und fuhr die Ladung mit langsamer Bedächtigkeit an Ort und Stelle, wo Konrad mit der ersten Fuhre längst wohlbehalten angekommen war.

Für den armen Karl war das eine martervolle Fahrt, und die Herabnahme vom Wagen und die Zurechtbettung vermehrte noch seine Schmerzen.

Endlich kam der „Fellschêr“, ein kurzes, gelenkes Männlein, das seine Laufbahn mit Barbieren begonnen, als Regimentswundarzt ein paar Feldzüge mitgemacht und schließlich in dem Kirchdorfe einen nicht allzu einträglichen Posten gefunden hatte. Mit strahlendem Gesicht trat er ein, warf den Rock ab und fing an, den stöhnenden Karl nach allen Richtungen hin zu untersuchen.

„Na, Herr Warmke,“ sagte endlich Söffker, dem Zeit und Weile lang wurde, „wo steit et?“

„Ja, schlecht 'naug, aber ganz gôd!“ erwiderte Warmke, der ein wunderliches Gemisch von zahlreichen Mundarten zu sprechen pflegte, „de Hüft is verrenkt, de Knoke ût de Pann' . . . awers ganz gôd . . . Hätt' ich ein paar orrentliche Gehülfen, da künnt's angân; awersten ik seh mir allein; allene gehen müßte es doch! Allons! Mâl dat Bedde abge-

rückt! Dann einige Handdäuker herbi! Herr Söffker. Konrad, Fernand, Se möten helpen. Alle Annern hinaus! Alles 'naus! Kristel kann Wasser langen!"

Dann wurde Jeder angewiesen, wie und wo er zu halten, zu ziehen, zu drehen hatte, und so sollt's losgehen.

Aber der arme Dulder wurde schon von den bloßen Vorbereitungen dergestalt in Schrecken versetzt, daß er laut aufschrie und ein über das andere Mal rief: „Ek kan't nig hebben, ek kan't nig hebben, ek wil leiwer starwen!"

„Alle loslassen!" rief Warmke und stellte sich aufrecht, die Hände in die Seiten gestemmt.

„Aberſten Kärlchen! was Deufel! kan't nig hebben? Neen, so ist dat nig! Starwen? . . . Ok nig! Zu's Sterben is det nig, aber zu's Hinken! Kiken Se mâl, sau!"

Nun machte Warmke dem Kranken und den Uebrigen genau vor, wie er künftig gehen oder vielmehr hinken müsse, wenn das Bein nicht zeitig eingerenkt werde. Und das Alles geschah mit solcher Gelenkigkeit und mit so drolligem Eifer, daß selbst der ernste Meier kaum das Lachen verbeißen konnte.

Aber Karl wollte Nichts mit sich machen lassen. Kein Zureden, kein Bitten half! . . .

Endlich schlich Kristel sich unvermerkt zu ihm und flüsterte ihm Etwas in's Ohr. Das schien eine merkwürdige Wirkung auszuüben. Nach einigen Augenblicken forderte Karl selbst zu einem nochmaligen Versuche auf, biß die Zähne zusammen und gab nun keinen Laut mehr von sich, bis nach längerer Anstrengung der Wirbel laut klappend in die Pfanne schnappte.

„Hurrah," schrie Warmke, „dat war ein Kunststück!" Dabei sprang er jubelnd umher, und ging dann an's Verbinden der Wunden und Quetschungen.

Aber welche Zauberworte mochte der schlaue Kristel dem Leidenden zugeraunt haben? Sie rührten nicht von ihm selber her, obwol er sie nach eigenem Gutdünken zurecht gelegt hatte. Als er vorhin in der Küche gewesen war, um das Wasser zu holen, hatte ihm Elisabeth mit möglichst gleichgültiger Miene gesagt: „Kristel, most dem Karel orrentlich tauspreken, dat he Alles deit, wat de Warmke hebben wel!"

Kristel hatte das zugesagt; aber die Worte waren dann so zum Vorschein gekommen, als habe sich's um einen ausdrücklichen Wunsch und Auftrag Lisbeths gehandelt. Und einem solchen Wunsche gegenüber würde Karl noch mehr erduldet haben.

Karl war der Sohn eines armen Tagelöhners, der seit langen Jahren auf dem Meierhofe arbeitete

und auch für seine Kinder dort früh Beschäftigung und Unterhalt gefunden hatte. Er war etwa sieben oder acht Jahre älter als Lisbeth und hatte das kleine blonde Mädchen, die meist ein rechter Wildfang war, schon früh zu hüten und zu beschirmen gehabt. Lisbeth vergalt das mit dankbarer Freundlichkeit. Auch als sie schon zur Jungfrau herangewachsen und Karl bereits zum Kleinknecht und dann zum Gefreiten emporgestiegen war, dauerte das gute Einvernehmen fort.

Lisbeth war nicht eigentlich schön, aber sie hatte ein gar anmuthiges Wesen, und aus ihren blauen Augen sprach Sanftmuth und schalkhafte Treuherzigkeit. Ihr Wuchs war so zierlich, daß man nicht begriff, wie sie die schweren Arbeiten verrichten konnte, mit welchen der strenge Vater sie nicht verschonte.

Karl, eine kräftige, stattliche Gestalt, schien ihren Bewegungen oft mit Bewunderung, oft auch mit Besorgniß zuzuschauen, und wo es unvermerkt geschehen konnte, kam er ihr sicher mit den eigenen Armen zu Hilfe. Anfangs war ihr das fast ehrenrührig gewesen; dann aber nahm sie solche Aufmerksamkeiten nicht ungern wahr, wenn sie sich auch den Schein gab, als merke sie dieselben nicht; und endlich konnte sie doch nicht unterlassen, dann und wann einen dankbaren Blick auf den bescheidenen Helfer zu werfen.

Niemals aber war unter ihnen von Zuneigung oder gar von „Leifhebben“ die Rede gewesen. Karl hätte dergleichen gar nicht gewagt, und Lisbeth dachte nicht daran, daß sie über dergleichen reden könne. Erst heute, als Karl so bitterlich vom Wagen herabächzete und dann unter den Händen des Wundarztes so aufschrie, erst da war es ihr warm und weh um's Herz geworden, so weh, als hätte sie die Schmerzen selbst zu erdulden gehabt. Und Karl empfand unter aller Pein ein glückliches Behagen, als er den Wunsch des freundlichen Mädchens erfuhr.

Die völlige Genesung Karl's dauerte ziemlich lange und Warmke empfahl die größeste Vorsicht. Söffker entbehrte den fleißigen, gewandten Arbeiter nicht wenig. Niemand machte ihm Alles so zu Dank, wie Karl; selbst der eigene Sohn nicht. Von Kindheit auf hatte sich der willige und begabte Knabe so ganz in seine Anschauungen und Eigenheiten hineingelebt, daß Alles, was Karl that, sich gerade so ausnahm, als hätte Söffker es selber vollbracht. Wenn Jener eine Hecke band, einen Korb ausbesserte, den Roggen „schockte“ oder das Heu „hockte“, so wußte der Meier meistens mit dem besten Willen keinen Fehler zu entdecken, während er bei Anderen, selbst bei dem tüchtigen Großknecht Konrad, nicht selten selbst „nachhelfen“ mußte.

Söffker war nicht bloß ein tüchtiger, denkender Landwirth, er hatte auch sonst gar vielfache Kenntnisse und Fertigkeiten. „En echte Buer," pflegte er zu sagen, „mot van Allem Insicht hebben, wat taun'n richtigen Hûs- un Hofwesen hört!" Er hatte deshalb eine sehr reichhaltige Werkstätte, konnte schreinern, zimmern, böttchern, drechseln, Besen binden, Körbe flechten u. s. w.

Und Karl war ihm dabei stets zur Hand gewesen, hatte sich überall anstellig und lernbegierig erwiesen. Ganze Sonntagnachmittage brachte er in der Werkstätte zu und „klüterte" zu seinem eigenen Vergnügen. Der Herr bemerkte dies nicht nur mit Wohlgefallen, sondern suchte ihm auch durch Anweisung und Beispiel förderlich zu sein. So „iwrig"[1]) und jähzornig Söffker oft sein konnte, so nachsichtig und geduldig war er, wenn er Fleiß und guten Willen sah. „Lât mi eis maken, Karel," pflegte er wol zu sagen, „süh, dat most du sau angripen!"

Auch Bücher zum Lesen gab er dem Zögling, wie er ihm überhaupt denselben Unterricht zugewandt hatte wie dem eigenen Sohne; aber „Lesebäuker" waren nicht einbegriffen. Er verstand darunter Romane und

---

[1]) Ungeduldig-eifrig.

ähnliche Erzeugnisse, welche ihm der Leihbibliothekar der nächsten Stadt zur Winterszeit oft zusandte. „Dat is niks för junge Lüe!“ meinte Söffker; „et sind tau vêl Schelmenstükke darin!“

Kein Wunder also, wenn der Herr das Wirken seines besten Dieners jetzt bald vermißte. „De Karel fehlt mi an allen Ekken und Kanten,“ klagte er seiner Frau.

Diese hörte das Lob des jungen Menschen nicht ungern; denn Karl war auch ihr Liebling.

Frau Söffker war eine fromme, fleißige, weichherzige Frau, von der Einsicht und Tüchtigkeit ihres Mannes so felsenfest überzeugt, daß sie diesem gegenüber kaum einen eigenen Willen besaß, obwol sie sonst in Küche und Keller nicht minder entschieden herrschte und auf Ordnung hielt, wie jener in seinem Bereich. „Wat de leiwe Gott ösch schikket, dat möt wi hennemen,“ erwiderte sie tröstend und mit gefaltenen Händen, als ihr Mann sein Leidwesen ihr mittheilte.

„Ja, dat is jo wol wahr, Wîschen“ [1]) brummte der Gatte, „awer verdamt verdreitlig [2]) is't dog!“

Endlich konnte Karl wieder mit zugreifen. Nur

---

[1]) Luischen.

[2]) Verdrießlich.

beim Heben und Bücken sagte Warmke, müßte er sich noch in Acht nehmen, „daß er sich nicht dreit und umrückt", was er wieder in ergötzlicher Beweglichkeit vormachte. Aber der gewohnte Gang der Dinge trat wieder ein. Doch von langer Dauer war er nicht: der schleswig-holsteinische Krieg brach aus, und Karl ward einberufen.

Lisbeth sagte Nichts; allein dem Mutterauge entging nicht, wie sie erbleichte und sich leise davon schlich.

Welches Mutterherz ahnt nicht die Neigung ihres Kindes? Und welches Mutterherz hätte sich in einem solchen Falle nicht bekümmert in banger Sorge! Was konnte daraus werden? Armes „Betchen!" Armes Kind!

„Am besten wör't, hei keime gar nig wêr!" dachte die besorgte Frau leise für sich hin. Doch gleich darauf strafte sie sich. „Ne, dat is afscheulig! Gott verzeih' mi de Sünne!" Damit ging sie an ihren Schrank, zog ihre Sparpfennige hervor, wickelte ein paar blanke Stücke sorgfältig in Papier und steckte sie mit einem neuen Halstuche und einigen andern Kleinigkeiten Karln in die Tasche.

Auch Söffker beschenkte den Scheidenden und rief ihm zu: „Ga met Gott, Karel! un kum gesund wêr!" Hätte er dieselbe Ahnung gehabt, wie seine Frau, so

würde der Abschied wol anders ausgefallen sein; allein dergleichen kam ihm nicht entfernt in den Sinn. Eine Vollmeiers-Tochter und ein Tagelöhner-Sohn — an so Etwas konnte ja gar kein vernünftiger Mensch nur denken!

Und Lisbeth? Sie wollte den Scheidenden gar nicht mehr sehen. Allein unvermerkt stand sie doch an der Thür, als Karl hinausschritt und reichte ihm die Hand: „Met Gott, Karel! ek bin di gaud un bliwe 't ôk!“

Mehr konnte sie nicht sagen.

Für Karl waren die wenigen Worte ein wahrer Segensgruß auf den Weg. Hundert Mal, tausend Mal wiederholte er sie, und dachte an den leisen Druck der kalten Hand.

Karl war ein braves Herz. Auch als Soldat that er seine Pflicht im vollsten Maße. Als sein Hauptmann dicht neben ihm zusammenfiel, trug er ihn aus dem Gefecht und kehrte muthig in den Kampf zurück.

Aber bald traf auch ihn ein feindliches Geschoß. Der linke Fuß war zerschmettert und mußte abgenommen werden; Karl war nun doch ein Krüppel.

„Ek bin di gaud un bliwe 't ôk,“ wiederholte sich Karl. Aber galt dies Wort auch jetzt noch? Mit wehmüthiger Innigkeit dachte er an das liebliche Mäd-

chen, was sie ihm beim Scheiden zugeflüstert hatte; war sie der Worte gedenk? Er wagte nicht, es zu hoffen. Und sicher wollte er sie nicht daran erinnern.

Die Nachricht von Karl's Unglück kam bald in den Meierhof. Alle bedauerten ihn auf's innigste, und Söffker erklärte, daß er ihn trotz des hölzernen Beines im Dienst behalten werde.

Lisbeth erschrak heftig. Der stattliche Mensch mit einem hölzernen Bein! Das war hart! allein ihre Bedenken dauerten nicht lange; sie gelobte sich im Stillen, daß sie den Unglücklichen nur um so lieber haben wolle.

So kam der Herbst, die Zeit der Nachmaht heran. Lisbeth wurde nach einer entfernten Wiese beordert, um das Grummet zu wenden; gegen Abend sollte noch Jemand nachkommen, um ihr beim Hocken zu helfen. Das Mittagsessen und das Vesperbrod mußte sie mitnehmen. Es bestand in Butterbröden, einigen Aepfeln und einem großen Henkeltopf mit Milch. Wohlgemuth machte sie sich mit einer Forke und einer Harke auf den Weg.

Die Wiese hatte früher zu einer großen Hutegemeinheit gehört. Dann hatten die Berechtigten die ganze Fläche getheilt und einträgliche Wiesen daraus hergestellt. Die einzelnen Theile waren nur durch kleine

Weidenbüsche geschieden. Nach Süden hin bildete eine starke Hecke die Grenze. Hier hatte Söffker ein paar Büsche hoch aufschießen lassen, um in den Ruhestunden Schatten zu haben, und Karl hatte daraus im Vorjahre eine förmliche kleine Laube gebildet.

Hierher trug Elisabeth ihr Essen, streute das Heu auseinander und setzte sich dann einige Zeit nieder, sich mit Stricken unterhaltend, worauf dann ein Stück Heu um's andere gewendet wurde.

Es war einer jener heiteren Herbsttage, die mit stiller Innigkeit und unaussprechlichem Frieden auf den Matten ruhen. Die Nachbarwiesen waren bereits abgeerntet, und die nackten Herbstzeitlosen sproßten schon empor; ringsum lag das tiefste Schweigen. Nur ein paar Zugvögel zirpten in der Hecke, und in der Ferne tönten die Glocken einiger weidenden Kühe.

Lisbeth ließ das Strickzeug in den Schoß sinken und blickte sinnend in die Weite. Wohin ihre Gedanken wanderten, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Karl war geheilt und ehrenvoll verabschiedet worden. Mit einem hölzernen Fuße am Bein, mit einem blanken Ehrenzeichen auf der Brust und mit der An-

wartschaft auf einen passenden Civildienst in der Tasche, zog er der Heimath zu. Den letzten Theil der Reise machte er zu Fuße. Sein Weg führte eine kleine Viertelstunde weit an der erwähnten Wiese des Meierhofes vorbei.

Obwol ihm das Gehen beschwerlich fiel, konnte er sich's doch nicht versagen, den Umweg dorthin zu machen, und zwar um so mehr, als er bald entdeckte, daß dort noch das Nachheu in der Sonne lag.

Man kann sich die freudige Ueberraschung des jungen Mädchens denken, als plötzlich der Mann, mit dem sich ihre Gedanken noch eben beschäftigt hatten, erröthend vor ihr stand.

„Karel! Lîsbeth!“ riefen beide, wie aus einem Munde. Dann standen beide verschämt und sahen sich schweigend an. Aber nur Sekunden lang; Lisbeth konnte nicht anders, sie flog ihm an den Hals und küßte ihn herzhaft auf den Mund, zum ersten und vielleicht — zum einzigen Male im Leben. —

Dann holte sie Heu herbei und bereitete ihm einen bequemen Sitz und vergaß, während er erzählte, fast ganz die Pflicht und die Stunde des Heuwendens — auch wol zum ersten Male im Leben.

Karl wollte helfen, aber das gab sie nicht zu: „ek hebbe jo ôk man e i n e Harke!“ rief sie lachend.

„Den wil ek ünnerdessen na'n Born gan un drinken,“ erklärte Karl.

„Ja, dat kan di niks helpen,“ erwiderte sie, „de is ûtedröget [1]). Awer teuf! ek hebbe nog Melk! wek en Glükke!“

Allein darauf wollte nun Karl nicht eingehen; „ek were di dog de Melk nig vör'm Munne wegeten!“ rief er.

„Ek wol ja dog nig mêr eten,“ versicherte sie; aber das konnte und durfte Karl nicht glauben.

Endlich machte Elisabeth den Vorschlag, gemeinsam zu essen, d. h. eins um's andere; denn sie hatten ja nur einen Löffel. „Ja,“ erwiderte Karl, „dat geit, un ek gewe ôk wat dartau, dat Brôt tau't Inplokken“ [2]).

„Richtig, Karel, gif her! den geit et asse bi't Mauseten: eis Einen un eis Neinen! weist nog?“

Beide lachten von Herzen, und dann begann der wechselnde Löffelgang. Erst nahm Lisbeth einen Mund voll, dann Karl, und so reihenum. Gar bald aber ließ sich Karl durch den bittenden Blick Lisbeth's bewegen, allein fort zu essen, und diese schaute glückselig zu, wie der ermüdete Freund sich labte und erquickte.

[1]) Ausgetrocknet.

[2]) Einbrocken.

Da erscholl ein Geräusch in der Hecke. „Velligt de Vader!“ rief Lisbeth schnell gefaßt.

„Ne, ek man!“ lachte Kristel; „na, ek bringe ôk mîn Deil, Appel un Zwetschen, nu etet! Eis Einen un eis Neinen!“ Dabei schüttelte er seine Taschen aus, und fing dann lustig an zu wenden, so, daß die beiden fort plaudern konnten.

Dann wurde gehockt und langsam heimgewandert.

Karl ward von allen Seiten auf's freundlichste begrüßt. Er dachte eigentlich nur einen kurzen Besuch zu machen; aber Söffker erklärte entschieden, daß von Fortgehen nicht die Rede sein könne. „Wi sind froh, dat wi di wêr hebbet,“ sagte er offen, „un ek vör Allen!“

Karl ließ sich nur zu gern halten und Elisabeth war glücklich.

Allein die Mutter sah bekümmert darein. Wohin konnte das Alles führen? Wenn Söffker den leisesten Verdacht schöpfte, so waren die furchtbarsten Auftritte zu besorgen. Und dann das Herz ihres armen Kindes . . . .

Nach manchen sorgenvollen Stunden faßte sie den Entschluß, offen mit Karl zu reden, sobald sich eine passende Gelegenheit finde.

Diese kam bald. Karl erhielt von seinem frühe-

ren Hauptmanne, der große Stücke auf ihn hielt und sich fortwährend für ihn bemüht hatte, die Nachricht, daß er die Wahl zwischen zwei Stellen habe, zwischen einem Schreiberposten und einer Bahnwärterstelle. Die letzte liege zwar etwas einsam, werde aber sicher Karln am besten zusagen; denn da sei er in freier Gotteswelt und nicht im Dunste der Schreibstube.

Söffker wollte von dergleichen überhaupt Nichts hören. Seine Frau aber erkannte in dem Anerbieten einen Wink des Himmels. Sie nahm Karln unvermerkt bei Seite, zeigte ihm mit thränenden Augen ihr Vertrauen und ihr Wohlwollen, sagte ihm, daß sie längst erkannt habe, wie es in seinem Herzen und im Herzen Elisabeth's stehe, und gab dann zu bedenken, was aus der Sache werden solle; wenn sie selbst sich auch entschließen könne, ihn als Schwiegersohn anzunehmen, ihr Mann werde sich dazu niemals verstehen; sie wage gar nicht einmal, mit ihm darüber zu sprechen, das würde zu dem furchtbarsten Auftritt Anlaß geben.

Karl mußte das einsehen und war tief erschüttert. Er versprach, ganz zu handeln, wie Frau Söffker es für gut finden möge.

So ward verabredet, daß Mann und Tochter Nichts erfahren sollten, und daß Karl sobald als möglich den Bahnwärterposten übernehmen wollte.

Sofort wurde das nöthige Schreiben abgesandt, und erst, als Alles feststand, erhielt der Meier Nachricht von Karl's Schritten.

Er war sehr aufgebracht. Indeß mußte er doch zugeben, daß es rathsam sei, die Stelle anzunehmen, da Karl zu den meisten anstrengenden Arbeiten sich außer Stande fühlte.

Karl hielt sein Versprechen und sagte Niemandem Etwas von seiner Unterredung mit Frau Söffker; aber zur Abreise ohne ein Abschiedswort an Elisabeth hielt er sich nicht für verpflichtet.

„Sau lange Athem in miner Bost is, Lisbeth," sagte er ihr leise, „sau lange vergete ek di nig!"

„Ek di ôk nig, Karel!" erwiderte Elisabeth und verbarg sich schluchzend in ihrer Kammer.

Man darf aber nicht glauben, daß nun ein blasses Hinseufzen und Hinschwinden bei ihr gefolgt wäre; dergleichen kommt unter den Landleuten selten oder niemals vor; die stündlichen Mühen und Arbeiten und der tägliche Verkehr in der freien Gotteswelt lassen das nicht zu. Elisabeth blieb gesund und frisch; sie aß und trank und schlief wie früher; wenn aber die Freiwerber kamen, Georg Meier, Wolf Lehmann, und wie sie alle hießen, da hatte sie schnell ein kurzes entschiedenes „Nein" zur Hand.

Auch Karl gab sich keinem düsteren Hinbrüten hin. Es war ihm nicht unangenehm, daß ihm einsame Tage bevorstanden; er trat entschlossen in seine neuen Dienstpflichten ein, und war sofort bestrebt, sich auch in den Zwischenräumen der Dienstleistungen nützlich zu beschäftigen und sich möglichst gut einzurichten.

Sein Wärterposten befand sich vor einem Walde, fast nach allen Richtungen hin eine volle halbe Stunde von Wohnplätzen entfernt. Die Bahnverwaltung war deshalb sofort darauf bedacht gewesen, das Wärterhäuschen zur Wohnung für eine kleine Familie einzurichten. An Raum fehlte es also dem neuen Ankömmling nicht. Anfangs hegte er den Plan, eine unverheirathete Schwester zu sich zu nehmen; allein eine andauernde Kränklichkeit seines alten Vaters machte dies unausführbar. So beschloß er, selbst seinen kleinen Haushalt einzurichten und zu führen. Er machte die nöthigen Einkäufe, schaffte eine Ziege und einige Hühner an, für welche die Raine und Böschungen in der Nähe leicht das nöthige Futter gewährten; dann legte er einen Bienenstand an, bepflanzte sein Häuschen mit Epheu und Weinreben, schuf eine kleine Wüstung zu zu einem Blumen- und Küchengärtchen um, kurz, fühlte sich bald so befriedigt und behaglich, wie möglich.

Besonderes Vergnügen hatte er an einem kleinen

Wärtergehilfen, nämlich an einem Hunde, der eines Tages grausam aus einem Eisenbahnzuge geworfen worden war und sich unendlich dankbar und treu dem neuen Herrn anschloß. Karl hätte sich getrost schlafen legen können, Phylax würde ihn vor jedem ankommenden Zuge zeitig geweckt haben. Auch die Ziege, Fanny genannt, wurde so „berbe“[1]) und anhänglich wie ein Hund; sie schloß mit Phylax und sogar mit dem Hahn Freundschaft und neckte sich mit beiden in drolligster Weise.

So schuf sich unser Einsiedler in kurzer Zeit ein förmliches kleines Eden, dem Nichts als eine „Gehilfin“ fehlte. Die fehlte aber auch wirklich, und weder Phylax, noch Fanny, noch eine Stieglitz- und Kanarienvogelhecke konnten dafür dauernd Ersatz bieten. Gar oft, wenn Abends oder Nachts ein Zug vorüberbrauste, flogen auch seine Gedanken in die Ferne, weit hinaus, bis sie in dem Meiergehöft oder in der kühlen Wiesenlaube Rast machten.

Aber auch Söffker dachte gar oft an den tüchtigen Knecht. Karl fehlte ihm tagtäglich und mehr als ein Mal sprach er mit seiner Frau darüber, ob es nicht möglich sei, denselben zurückkommen zu lassen.

---

[1]) Fromm, zahm, gutmüthig.

Frau Luise fühlte sich daher endlich veranlaßt, den Gatten von der Lage der Dinge zu unterrichten.

Erstaunt und sprachlos hörte dieser ihr zu. Es war ihm eigentlich ein bitteres Gefühl, daß ihm die Frau so still und entschlossen in's Regiment eingegriffen hatte; bei näherer Ueberlegung mußte er aber doch gestehen, daß sein gutes Wischen sehr klug gehandelt hatte; denn wenn „dem unverschämten Bengel" auch eine tüchtige Lehre gebührt hätte, so wäre damit doch Nichts gebessert worden.

„Et is Tîd," sagte er endlich, „dat 't Meike[1]) en orrentligen Kêrl krigt! Wen de Wulf Lehmann …"

„O jo nig, jo nig!" unterbrach ihn die Frau, „weinigstens nog nig! Betchen friët nu nig; un twingen wil wi 't dog wol nig."

„Twingen just nig . . . awer . . . Na, et het jo ôk nog neine Ile!"[2])

Und dann ereigneten sich auch sonstige Dinge, welche den Gedanken des Meiers eine andere Richtung gaben. Frau Luise hatte gar oft Veranlassung an geduldige Hinnahme der Schickungen Gottes zu erinnern und zu mahnen.

Zunächst machte der Neffe dem alten Herrn zu

[1]) Mädchen.

[2]) Keine Eile.

schaffen. Es waren gerade keine Schlechtigkeiten, welche der aufgeweckte Junge verübte; aber jeden Augenblick kam ein Schabernack, eine Nachlässigkeit, eine Unordnung zum Vorschein, welche den peinlich genauen und pünktlichen Meier zur Verzweiflung brachten. Ein Mal hatte er einem Pferde den halben Schwanz weggeschnitten, um sich aus den Haaren eine Armbrustsehne zu drehen.

„Ja, segg' eis, Kunrad," rief Söffker dem Großknecht zu, als dieser die Verstümmelung anzeigte, „wat fenge wi met dem Bengel an?"

„Here," erwiderte Konrad, „wenn ek recht mine Meinung seggen schal, sau dögt[1]) de Kristel höchstens tau'n Schaulmester oder'n Pestôr; en regelêr Buër sit er nig inne!"[2])

Und die Ansicht war so dumm nicht; sie ging sogar in Erfüllung.

„Herr Söffker," sagte eines Tages der Pastor Westphal, „den Christian müssen Sie nicht so eng einschnüren! der muß sich bewegen können! Sehen Sie, so!" Dabei schlug er mit Händen und Füßen in der Luft umher, um sein Wohlbehagen in den eben ange-

---

[1]) Taugt.
[2]) Sitzt nicht drin.

zogenen, neuen, sackweiten Hosen und Jacken zu zeigen, weil er fortwährend fürchtete, daß er in engen Kleidungsstücken nicht gedeihen könne, sondern ersticken müsse.

Söffker lachte und ließ sich bereden. Christian bekam weitern Unterricht und ward schließlich ein tüchtiger Lehrer.

Nun aber bekümmerte der Großknecht selbst den Herrn, und zwar dadurch, daß er seine zwanzig Dienstjahre nicht noch weiter ausdehnen wollte.

Konrad war ein treuer, tüchtiger Knecht; Nichts weiter. Aber Söffker mißte ihn doch höchst ungern, und schalt auf den alten Wulf, der ihm eine „passende Partie" ausgemacht hatte. „Et deit mi lêd, Here," sagte Konrad treuherzig; „awer Se wêrd mi dat nig veröweln! et is för mine olen Dage dog wol beter, dat ek mi verännere"[1]).

Der härteste Schlag traf den alten Mann in seinem eigenen, einzigen Sohne: Ferdinand bekam plötzlich eine Lungenentzündung und war in wenigen Tagen eine Leiche.

Söffker war wie zerschmettert; der eisenfeste Mann weinte wie ein Kind und war geraume Zeit zu keiner

---

[1]) verändere, d. h. verheirathe.

Thätigkeit im Stande. Die weiche Frau Luise mußte Alles besorgen, und als der Leichenwagen vom Hofe fuhr, hauchte sie mit bebenden Lippen: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!"

Erst nach langer Zeit raffte sich Söffker etwas wieder auf; allein die alte Spannkraft schien gänzlich dahin zu sein; es war, als habe er alle Lust an seinen zahlreichen Schöpfungen verloren. Für wen hatte er nun gearbeitet? so grollte es in ihm. Stunden lang saß er gebückt im Lehnstuhle und starrte schweigend vor sich hin.

Natürlich kamen dabei die Geschäfte in Unordnung. So viele Mühe sich Elisabeth und ihre Mutter auch gaben, Alles im gehörigen Gang zu erhalten, sie konnten das um so weniger erreichen, als die meisten Leute Neulinge waren und des Hauses und Hofes Brauch noch nicht kannten. Wenn Söffker sich wirklich einmal aufraffte und hinaustrat, so begegneten ihm überall Unordentlichkeiten und Verkehrtheiten und grollend und fluchend kehrte er auf seinen Sitz zurück.

Auch Nachts hatte er keine Ruhe. Schlaflos warf er sich von einer Seite auf die andere, und die Gattin hörte ihn oftmals laut reden. Gewöhnlich endeten alle seine Verwünschungen und Betrachtungen in dem halblauten Rufe: „Ja, wen Karel hîr wöre!"

Aber sollte es denn nicht möglich sein, diesen zur Rückkehr zu bewegen? Freilich die dummen Gedanken müßte er sich aus dem Kopfe schlagen! . . . So etwa lauteten des Meiers Betrachtungen.

Söffker war so sehr und so lange gewöhnt gewesen, alle seine Leute und fast das ganze Dorf nach seinem alleinigen Willen zu lenken, daß er auch jetzt allmälig sich einredete, es werde gelingen, Karl seinen Wünschen geneigt zu machen. „Ek wil't weinigstens verseuken," beschloß er, und der Entschluß gab ihm Ruhe, und zum ersten Mal seit langen Wochen schlief er fest und sanft bis in den hellen Tag hinein.

Frau Luise war nicht wenig erstaunt, als der Gatte ihr am Morgen den Entschluß ankündigte, sofort zu verreisen. Es handele sich um ein Korngeschäft, sagte er; es könne wohl einige Tage dauern; man möge sich deshalb über sein etwaiges Ausbleiben nicht ängstigen.

Karl hatte eben sein Mittagsmahl beendet und saß mit Phylax und Fanny vor der Thür seines Häuschens. Beide bemühten sich, ihm ihre Zuneigung zu erkennen zu geben und auch der Hahn erhob seine Stimme, um sich bemerkbar zu machen.

Da witterte Phylax das Herannahen eines Fremden und schlug an. Karl erhob sich und schaute aus;

bald gewahrte er einen herankommenden Landmann, und mit Erstaunen erkannte er aus Haltung und Gang, daß es Niemand anders sein könne, als sein alter Herr. Er humpelte ihm entgegen, streckte freudig beide Hände aus, während Phylax rechts und Fanny links neben ihm her schritten, und rief: „Ji, Here? wilkomen, wilkomen! na dat is recht, dat ji mi eis beseuket."

„Ja, Karel, ek mot dog eis seihn, wo 't mit di steit . . . Na, sau vêl seih ek al, dat du dine Saken in Stanne hest! Ne, wat dat alle hübsch und akkrat is! Brâv mîn Junge, brâv!"

Dabei betrachtete er ein Stück nach dem andern, während ihm Fanny die Nase in die Hand steckte und Phylax jauchzend emporsprang, als wollte er sagen: Nicht wahr, es ist herrlich bei uns!

„Bi ösch süht dat nig sau ut asse wolehr," fuhr Söffker seufzend fort; „Karel, du most wêr komen, min Junge, süs deit dat nein gaud!"

Karl sah in das Antlitz des alten Mannes und bemerkte nun erst, wie schwer das letzte Schicksal ihn mitgenommen hatte. Er fühlte das tiefste Mitleiden und schickte sich eben an, so mild wie möglich eine ablehnende Antwort zu geben, als Söffker ihm in's Wort fiel.

„Ek weit Alles, Karel! et was brâv un rechtschaffen van di, dat du minen Kinne ut dem Wege güngest. Awer dat is jo nu wol vörbi ... De Dôrheiten sind jo nu ûte . . . Kum wêr, Karel, dat Wîere wel sek wol finnen.“

„Verlöwet[1]), Here,“ erwiderte Karl, „dat ek mi klâr ûtspreke! dat is wol för ösch alle dat beste. Ek hebbe Lisbeth leif un frie neine annere; un ek löwe, dat et mit Lisbeth eben sau steit. Nu is Lisbeth de rîkste Erbin in'n Dörpe un ek bin 'n arm Krüppel; dar wel 't wol am besten sîn, dat wi wît van einanner bliwet! Meine ji nig ôk, Here?“

Söffker konnte das nicht bestreiten, und wollte doch auch den Versuch noch nicht aufgeben. Aber Karl blieb standhaft und so trennten sie sich endlich, der eine betrübt, der andere unwillig, doch beide nicht unfreundlich.

Auf dem Meierhofe gingen die Dinge nun so fort. Die Unordnungen nahmen zu; die Leute thaten mehr, was sie wollten, als was sie sollten. Söffker saß wieder grollend und grübelnd im Lehnstuhle und war auf Alle und Alles um so ungehaltener, als er von einem

[1]) Erlaubt.

heftigen Gichtanfalle gepeinigt wurde und Tag und Nacht keine Ruhe fand. Das durfte nicht so weiter gehen; das ward ihm endlich klar. Aber wie es ändern?

Eines Morgens war Frau Luise in's Dorf gegangen und Lisbeth schaffte in der Küche.

Was wol die Leute sagen würden, meinte Söffker in seinem Sinn, wenn er dem Karl seine Tochter gäbe . . . „Awer Donnerwêr, latet se na'n Düwel kören! kan ek nig daun, wat ek wil? . . . Un den, wen ek 't nig taugewe, sau frîet se sek, wenn ek dode bin . . . Da kan 't dog leiwer glik lôsgân! dar hebbe 'k dog nog en Dank daför . . . un wekke Bate [1])!

Lîsbeth! Lîsbeth!“ rief er auf ein Mal so laut und so hastig, als fürchte er, daß ihm der Gedanke wieder leid werden könne . . . „Lîsbeth kum eis! Kind, kanst du schwigen?“

„Ja Vader,“ erwiderte das herbeieilende Mädchen erstaunt.

„Höre, Lîsbeth, wi wilt der Mutter en Streich spelen; sei un Karel hebbet domals en Geheimniss had, nu wil wi beiden ôk eint hebben. Awer

---

[1]) Hilfe, Nutzen.

reinen Mund! In veir Weken schal dine Hochtîd sîn."

„Gerechter God, Vader, wat schal dat bedüen?" rief Elisabeth todtenbleich.

„Na," lachte der Alte, „si man nig bange, Betchen! De Brögam schal jo Karel sîn un mit dem bist du dog wol taufrêe!"

„O Vader, sîd nig sau grausam!"

„Ne, min Kind, et is mîn Ernst! Nu flink! Schrîf an Karel, dat he sek fri maket un herkumt, in veir Weken schal de Hochtîd sîn, un de Mutter schal nig ehr wat erfaren, bet ji upbaën[1]) wêrd."

Lisbeth wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Ja, Vader, is 't den wirklig juë Ernst?"

„Ja, Betchen, ja dog! awer nu flink den Breif!"

Elisabeth flog und sprang und lachte und weinte und fiel ihrem Vater um den Hals und konnte kein Papier finden und warf das Dintenfaß um ... Aber endlich ward der Brief doch fertig — es war der erste, den sie an Karl schrieb — und Söffker machte

[1]) Aufgeboten.

dazu den eigenhändigen Nachsatz: „Es is mich Ernst mit die Sake, in vierzehn Tagen bist Du hier!“

Karl kam pünktlich, das Aufgebot ward bestellt, und nun erst erfuhr Frau Luise die Lage der Dinge. Wie freute sie sich! wie gern verzieh sie „den ihr gespielten Streich!“ wie warm war ihr Segen!

Jetzt begann auf dem Meierhofe ein neues Leben, aber ein Leben im alten Sinn. In wenigen Wochen hatte jede Unordnung ein Ende, die Bindfaden, die Nägel, die Werkzeuge, Alles befand sich wieder am gehörigen Platze, die Arbeiten gingen wieder pünktlich von statten, die Ställe waren gereinigt, die Böden gelüftet, die Hecken gebunden, die Bewässerungen geregelt; denn Karl war überall selbst und auch Söffker lebte wieder auf und konnte persönlich ab- und zugehen. Er behielt scheinbar das Regiment; allein Karl war die Seele von Allem und Söffker freute sich des neuen Segens, der überall zu Tage trat.

Und nach Jahresfrist machte ihm Elisabeth eine ganz besondere Freude. Als er eines Morgens zu ihr in die Kammer gehen durfte, hielt sie ihm einen prächtigen Jungen entgegen, der gar bald sein Augapfel wurde.

Wenn er jetzt vom Zipperlein im Lehnstuhl fest gehalten wurde, rückte Betchen die Wiege nahe an ihn

heran. In der Linken hielt er dann sein „Lesebauk“, mit der Rechten wiegte er den Enkel; und am Ende pflegte er regelmäßig zu versichern: „Et sind tau vel Schlechtigkeiten un Schelmenstükke darin, Lîschen, et is Niks för junge Lüe!“



II.

Die Fahrt zum Freischießen.



Die Fahrt zum Freischießen.

Die Ruhe eines sonnigen Pfingstmorgens lag über dem Gehöft einer kleinen Mühle, das mühsam einer ausgedehnten Wüstung zwischen den Feldmarken mehrerer Dörfer abgewonnen war. Das Mühlrad stand des Festes wegen still. Desto emsiger flogen ein paar gelbe Bachstelzen ab und zu, die dicht neben dem Wasserrade in einer kleinen Mauerhöhlung ihr Nest angebracht hatten und nun auf's eifrigste beschäftigt waren, die fleißig geöffneten Schnäbel ihrer Jungen zu füllen. Auch die zahlreichen Völkchen eines nahen Bienenstandes ließen sich durch das Fest nicht abhalten, mit fröhlichem Gesumme Honig und Blüthenstaub einzubringen.

Dem Bienengarten zugewandt, am offenen Fenster einer sorgsam gekehrten, mit schneeweißem Sand bestreuten und mit heiteren Maien geschmückten Stube, saß eine stattliche Frau von etwa dreißig Jahren und

las ein Gesangbuchslied, das auf das heilige Pfingstfest Bezug hatte. Nachdem Haus und Küche beschickt waren und die Uebrigen sich zur Kirche begeben hatten, die fast eine Stunde entfernt lag, hielt sie selbst ihre stille Hausandacht ab, indem sie von Zeit zu Zeit einen glücklichen Blick auf ein rosiges Kind warf, das von einem flachsköpfigen Knaben gewiegt wurde.

Der Kleine hielt ebenfalls ein Gesangbuch in der Hand, und merkte am leisen Geflüster der Mutter, daß sie gerade dasselbe Lied las, welches er als Ferienaufgabe auswendig zu lernen hatte. Er wollte eben darüber eine Bemerkung machen, als der Kettenhund anschlug und das Herannahen eines Fremden verkündigte.

Fritz, süh eis tau[1]), wer da is! sagte die Frau und legte ihr Buch zur Seite.

Fritz sprang davon und kehrte bald mit einem Briefe zurück, den ein zwei Meilen entfernt wohnender Neffe des Hausherrn schickte. Der Bote kam hinterher. Er war lediglich zur Ueberbringung dieses Schreibens abgesandt worden; denn ein Briefverkehr durch die Post fand in jener Zeit, zu Anfang der zwanziger Jahre, unter Landleuten in derartigen Verhältnissen fast gar nicht Statt. Das Porto und die

---

[1]) Sieh mal zu.

Bestellgebühren waren meist so hoch, daß man auch einen besonderen Boten dafür dingen konnte, und dann war man doch wenigstens sicher, daß der Brief zeitig an's Ziel gelangte, während Postsendungen nicht selten eine volle Woche und länger unterwegs blieben.

Dabei gewährten die Boten auch noch sonstige Vortheile und Annehmlichkeiten: sie konnten namentlich den Briefinhalt mündlich ergänzen, was für die langsamen und schwerfälligen Schreiber oft von großer Bedeutung war.

Unser Bote wußte neben den vielen Grüßen und Aufträgen, welche er auszurichten hatte, noch wahre Wunderdinge von den Vorbereitungen zu erzählen, die zur Abhaltung eines großen Freischießens gemacht würden und woran die Gevattern und Gevettern von weit und breit Theil nehmen sollten.

I, dat is jo prächtig! rief die Frau; Fritz, make den Breif man up un kîk eis tau, wat'r inne steit[1])!

Fritz ließ sich das nicht zwei Mal sagen und las ungefähr wie folgt:

„Mein lieber Christian-Vetter! Ich wollte Euch zu wissen thun, daß wir noch alle munter sind und Ihr hoffentlich auch, und daß wir übermorgen Frei-

---

[1]) Mache den Brief nur auf und sieh' mal zu, was drin steht.

schießen haben und ihr alle dabei sein müßt, aber unser Perdevieh den Berg nicht gewohnt ist und nicht aufhalten kann wegen Hintergeschirrs, daß ihr also selbsten das abmachen müßt, aber an der hiesigen Seite und dieser Halbe[1]) bei dem großen Schlagbaum sol unser kleiner Wagen halten, da könnt Ihr plesierlich und kammodig weiterfahren, und nicht zu vergessen der Fritz mus pardutemente auch dabei sein, sonst weren de Derens[2]) falsch . . ."

Juchhe! rief Fritz und sprang singend umher, ek kome ôk mê' . . .

Jubelire man nig tau freu![3]) mahnte die Mutter, ek löwe[4]) nig, dat de Vatter dat taugift. Awer les man erst wîer!

„Und nich zu vergesen, viele echte Tennenlepels und ein Klehrschapp[5]) und zwei Kälwer weren auch ausgeschosen und da müßt ihr auch dazu gehören und de neie Flinte mebringen, und von wegen des Brauntweins, da wollt ich bitten . . ."

---

[1]) Der plattdeutsche Ausdruck für Seite.

[2]) Die Dirnen, Mädchen, nämlich die Schwestern des Briefschreibers.

[3]) Nicht zu früh.

[4]) Glaube.

[5]) Zinnerne Löffel und ein Kleiderschrank.

O et is gaud, Fritz, unterbrach hastig die Frau ihren Knaben, und warf einen vorsichtigen Blick auf den Boten, den Brief an sich nehmend, ek weit al, wat dar nog kumt; awer ek löwe nig, dat de Vatter darup ingeit[1]). Wi könt ösch dat man ût'm Koppe slân.[2])

Dabei stand sie auf, gab dem Boten unter allerlei Fragen über dies und das zu essen und zu trinken und überlegte dann, was zu thun sei, nicht um sich die Sache „aus dem Kopfe zu schlagen", sondern um ihren gestrengen Eheherrn zur Annahme der Einladung zu bewegen. Sie wollte doch gar gern ihrem lieben Fritz die Freude gönnen. Und dann auch fand sie selber noch große Lust an Spiel und Tanz.

Und ein ganz besonderer Reiz lag für sie noch in dem Umstande, daß der Briefschreiber in einer vertraulichen Nachschrift die Fürsprache der „Frau Wase" für einen Schatz in Anspruch nahm, von dem der Vater nichts wissen wolle. Das Mädchen sei aber brav und werde der „Frau Wase" gewiß gefallen.

Das Hauptbedenken gegen die gemeinsame Wanderung bestand darin, daß die Mühle einsam gelegen

---

[1]) Darauf eingeht.

[2]) Wir können uns das nur aus dem Kopfe schlagen.

war und daher mit Rücksicht auf eine Unzahl von Bettlern und Landstreichern, die damals umherschwärmten, leicht allerlei Unbilden zu besorgen standen. Man hatte nur einen einzigen Nachbar, einen Schuhmacher, und dieser arbeitete mit einem Gesellen und einem Stiefsohne meist auswärts, gewöhnlich erst spät Abends heimkehrend. Dennoch gründete sich die Hoffnung der tanzlustigen Frau, an dem fernen Vergnügen Theil nehmen zu können, auf diese Nachbarsleute: am zweiten und dritten Festtage, meinte sie, bliebe wol der Schuhmacher auf alle Fälle zu Hause, und im Uebrigen werde sich eine genügende Verständigung auch schon erzielen lassen.

Sie begab sich daher ohne Aufschub in das kleine Nachbarhaus, um noch vor der Heimkehr der Kirchengänger zu versuchen, was zu erreichen sei. Indessen traf sie nur die Nachbarin zu Hause. Diese aber war in bester Laune: sie hatte einen großen Kuchen vor sich und aß tapfer darauf los.

Als die Müllersfrau eintrat, wurde sie ein wenig verlegen, rief dann aber auflachend: Ja, ek mak't binahe asse de ole Fokk'sche: Wen ek't schmekke sau schmekk' ek't dögend.[1])

---

[1]) Ja, ich mache es beinahe wie die alte Fokke: Wenn ich's schmecke, so schmecke ich's tüchtig!

Es ging nämlich die Sage von einer alten braven, aber wunderlichen Frau jenes Namens, die alle Jahre ein Mal herrlich und in Freuden lebte und hernach sich lange Zeit auf's dürftigste behelfen mußte. Wenn sie im Herbst ihr aufgefüttertes Schweinchen schlachtete, hing sie sämmtliche Würste u. s. w. über ihrem Bette auf und aß dann Tag und Nacht darauf los, was das Zeug halten wollte. Als sie einst bei einem solchen Schmause betroffen und auf die spätere Noth hingewiesen wurde, sprach sie gelassen: Wen ek't schmekke sau schmekk' ek't dögend! Mot ek den ôk en Tîd lang krum liggen, sau weit ek dog, dat ek't ein Mal orrentlig schmekket hebbe.

Dat is eigentlig sau dum nig, meinte die Schustersfrau; allenhand[1]) mak' ek't en beten na; denn wat'n in Liwe het, is am sekersten upbewahrt[2]).

Wat ek seggen wolle, Nawersche[3]), sagte die Müllerin nach einer Weile, schöll't wol[4]) angân, dat ôr Man oder de Geselle Hinnerk en par Nächte in usen Huse schleipe? ek woll' gêren mê' n'at

[1]) Zuweilen.
[2]) Was man im Leibe hat, ist am sichersten aufbewahrt.
[3]) Was ich sagen wollte, Nachbarin.
[4]) Sollte es wol.

Frischeiten, un da kön wi wol des Abends nig mêr trügge komen.

I, worüm schöll' dat nig angân könen, antwortete die Schustersfrau mitten im besten Genusse und darum in rosigster Laune; morgen is niks te daun, un awermorgen weret de Kêrls ôk wol nog blauen Mandag oder Dingsdag maken . . . Awer nu wil ek man eis sau dum kören, plegt use Vader[1]) te seggen, nu wil 'k man eis sau dum taufragen, wo blift den de lütje Kristel? Wegen wil' k'n jo wol, awer 'n Titte kan ek'n dog nig gewen! . . .

Ne, erwiderte die Müllerin lachend, ne, dat schöll wol nig gaud gân; awer dat maket nig, den lütjen Jungen nehme ek mêe.

Na, wen dat is, den man tau! Ek wil glîk mit den Kerels kören, saudrâe[2]) asse se van der Kerken trügge sind, un dan krige ji up'r Stêe' Naricht . . .

Als die Kirchengänger herannahten, nahm die Müllerin ihren kleinen Kristel auf den Arm und ging dem Gatten eine Strecke entgegen. Das Büblein

---

[1]) Vader, die gewöhnliche plattdeutsche Form jener Zeit für „Vater"; Vâr der ältere Ausdruck, bei alten Leuten noch gebräuchlich, in manchen Orten, auch auf Helgoland, allein üblich; Vatter, das neuere, gleichsam vornehmere Wort.

[2]) Sobald.

lachte und jubelte vor Behagen, als es den Vater erblickte und dieser den „Schelm“ liebkosend auf die Arme nahm und ihn tänzeln lassend neben der glücklichen Mutter herschritt. Auch Fritz sprang herzu und erzählte, daß jetzt in dem Lerchenneste, das er jüngst in einer Ackerfurche entdeckt hatte, vier Junge seien.

Der Vater gab seine Freude darüber zu erkennen und ließ dann das Kind weiter tänzeln, indem er, wie er in besonders guter Stimmung wol zu thun pflegte, ein Lied dazu summte:

Wi wören in 'r Kerken, da örgel'[1]) de Köster;
Wi wören in 'n Holte, da blaus eis de Föster:
O, wo dat klung!
O, wo dat gung!
O, wo dat klung,
Mîn Jung, mîn Jung!
Un up 'r Kermis wurd danzet und sprungen,
Un up 'r Hochtîd van Olen un Jungen:
O, wo dat sprung!
O, wo dat gung!
O, wo dat sprung,
Mîn Jung, mîn Jung!

Bei jedem Schluß ward der Kleine hoch emporgeschnellt, was er mit kreischendem Wohlgefallen aufnahm.

Ein besserer Augenblick, meinte die lebenslustige

---

[1]) Orgelte.

Frau, werde sich für die Anbringung ihres Wunsches nicht leicht finden. Sie erzählte daher lächelnd, was sich begeben und was sie bereits mit der Nachbarin verhandelt hatte, und Fritz unterließ nicht, nachdrücklich hervorzuheben, daß er ganz besonders dringend eingeladen worden sei.

Allein der Vater machte keineswegs ein so gewährungsfreundliches Gesicht, als Mutter und Sohn es wünschten. Das sei dumm, brummte er, daß man das Ausschießen der Löffel und Kälber mit dem Freischießen verbunden habe; an diesem liege ihm gar Nichts; im Gegentheil, sei ihm der Lärm zuwider; aber freilich einige Gewinne möchte er schon holen ...

Seine liebe Frau fand umgekehrt die Verbindung der beiden Schießen äußerst zweckmäßig; sie hütete sich aber wohl, dies auszusprechen; sie ging vielmehr auf den Gedanken des Mannes ein und betonte wiederholt, wie willkommen ihr ein paar Kalbsviertel und die neuen Löffel im Haushalt sein würden und daß der Besitz derselben bei der Geschicklichkeit des Gatten ja schon so gut wie gewiß sei.

Der Mann schien davon ebenfalls überzeugt zu sein. Und daß die gute Frau seine Kunst so rühmend und so zuversichtlich anerkannte, das that seinen Ohren gerade auch nicht weh. Aber er meinte doch, daß man

zuweilen auch sonderbares Mißgeschick haben könne; so habe er einstmals „zwei Mal Knopf geschossen" und das dritte Mal die Scheibe gefehlt, und damit die beste Aussicht vernichtet. Awer ek löwe, de Schipenkiker was besteken . . .

O dat passirt düt Mal gewis nig; versicherte die Gattin . . .

Nu ja, sagte endlich der Müller nach langem Bedenken, sau wil wi't sau maken, dat ek etwas later[1]) gâe; ek kome den tau't Utscheiten nog freu genaug[2]) un hebbe mit den awrigen Larm niks de daun. Fritz mag minethalben melopen, da de Schaule jo dog erst later wêr angeit un hei sine Lexen jo wol al kan.

Ja, Vatter, dat kan ek, rief dieser; ek weit al den ganzen Pingstgesang van buten[3]) un ût dem Katechismus: „daß der alte Adam in uns durch tägliche Reue und Buße soll ersäufet werden, und . . ."

Plötzlich stockte er und sah in das betrübte Gesicht der Mutter.

Ja, un ek nig, Vatter! fragte diese in schmerzlicher Ueberraschung . . .

---

[1]) Später.

[2]) Früh genug.

[3]) Auswendig.

Wo denkst du hen? Wischen![1]) wi könt dog nig alle ût'n Huse gân! Un wo woste den mit'n Kinne hen?

Na, Vatter, den leiwen Jungen nêm' ek up'n Arme mêe' . . . und dabei nahm sie das Kind wieder an sich und küßte und herzte es zärtlichst . . . un den hebb'k jo al'e seggt, dat de Schauster oder sîn Geselle in usen Huse schlapen schal.

Indessen dauerte es noch geraume Zeit und die gute Frau mußte noch allerlei kleine Künste anwenden, wobei ihr nicht selten die Thränen in den Augen standen, bevor der gestrenge Gatte ihrem Wunsche entsprach. Endlich gab er den festen Bescheid: Nu, minetwegen! awer wi gâet erst den Dingsdag-Morgen, un 't mot gaud Wêr sîn; un ek kome vör de Nacht wêr trügge bet den annern Middag.

Da war denn Freude und Zurüstung überall. Das Wetter konnte ja unmöglich schlecht werden wollen . . . Fritz lernte seinen alten Adam zu Ende; die Mutter sorgte für allerlei Reisebedarf; der Vater sah die Scheibenflinte nach, goß Kugeln und strich Talgpflaster; denn zu jener Zeit wurden die Kugeln

---

[1]) Luischen.

noch mit einer solchen Umhüllung in den Lauf gestoßen.

Dann kam der Nachbar und bot seine guten Dienste an. Zugleich war er bedacht, sofort einen Gegendienst zu erlangen; denn er hatte Streit mit dem Zunftamt der nächsten Stadt, und in solchen Fällen pflegte er nicht leicht ohne den Rath des Nachbars Etwas zu unternehmen.

Wen hei en bêtjen[1]) mê uppassen wel, Nawer, sagte der Müller, sau is dat dankenswert; ek denke awer dog sülwst up de Nacht wêr da te wesen.

Das kam nun dem guten Schuhmacher etwas in die Quere. Indessen rückte er doch mit seinem Anliegen heraus.

Der Mann hatte schon zur westphälischen Zeit sein Handwerk frei und umfangreich betrieben, war Meister geworden, hatte Gesellen und Lehrjungen gehalten und war lange Jahre von der Zunft unbehelligt geblieben. Auf ein Mal aber wurde er zur Rechenschaft gezogen, weil er nicht befugt sei, einen fremden Gesellen zu halten, sondern als Dorfmeister nur eigene Söhne anlehren und arbeiten lassen dürfe. Er hatte einen Handwerksgenossen, der eine halbe Stunde ent-

---

[1]) Ein wenig.

fernt wohnte, in Verdacht, ihn angezeigt zu haben, und da der Müller mit demselben befreundet war, so schien dieser dem Nachbar doppelt geeignet zu sein, Rath und Beistand zu gewähren.

Der vermeintliche Gegner bestritt aber geringschätzig, daß er mit der Sache irgend etwas zu schaffen habe. „Was kümmert mir wol der Flickschuster!“ sagte er und warf sich in die Brust; „ich bin in Paris gewest!“

Das war richtig. Der Mann hatte lange Zeit in Paris gearbeitet, lieferte unbestritten das beste Schuhwerk weit und breit und sprach eben so gut französisch wie hochdeutsch, was freilich nicht viel heißen wollte. Sein Widersacher dagegen arbeitete zwar nicht schlecht, und war keineswegs ein bloßer Flickschuster, vielmehr ließen die Landleute mit Vorliebe bei ihm arbeiten, weil er auch in die Häuser ging, und unter den Augen der Leute zuschnitt und nähte; allein französisch konnte er allerdings nicht und mit feinen Redensarten wußte er auch nicht recht Bescheid. Er hatte jedoch von einem Mitgesellen vordem eine Anzahl ungarischer und italienischer Flüche gelernt, die er mitunter erfolgreich anzubringen wußte. Namentlich hatte er einst der Müllerin einen erheblichen Dienst geleistet, als diese mit einer französischen Einquartierung

sich nicht verständigen konnte. Der fremde Schnauzbart wollte eines Tages etwas ganz Besonderes essen und wußte das nicht anders zu erklären, als daß er mit der Hand Kreise beschrieb, dann auf seine Finger zeigte und einige deutsche Brocken hervorbrachte, die ungefähr so gelautet haben sollen: „bring' so lang Maschin! wenn transchir', mak paff, spatzier' eraus cinq Personn'!"

Als dies nicht ausreichte, ging er in den Garten und holte ein paar Erbsenschoten, was die Sache sofort klar machte.

Er wollte aber nicht blos Erbsen, sondern auch noch etwas anderes haben, was er fortwährend mit Kreislinien zu bezeichnen suchte; jedoch vergebens.

Endlich rief die Müllerin den Nachbar Schuster zu Hilfe. Der kam denn auch, hörte den Franzosen, der ihn für einen Sprachkundigen halten mochte, ruhig an und sagte dann mit Würde: teremtete! cospetto di Baccho!

Riktik, riktik! rief da der Franzose vergnügt, bakko, Pankuk backo!

Da es nun an jungen Erbsen, an Mehl und Eiern nicht fehlte, so wurden die Wünsche des Franzosen reichlich erfüllt und alle waren höchst befriedigt.

Am Dienstagmorgen war der Himmel — o Schrecken! — dicht umzogen. Et is niks, Wîschen! rief der Müller seiner Frau zu, als er aus dem Fenster blickte. Diese seufzte schmerzlich auf, antwortete aber doch mit wohlgemuther Freundlichkeit: O, et wel sek nog wol upklaren, Vatter! Dat is jo nein Regen, et fisselt man'n bêtjen!

Aber nach einiger Zeit war ein rechtschaffener Regen nicht mehr zu bestreiten.

I, wat kêre wi ösch an den Regen! rief Fritz.

Et wel nog wol beter weren, meinte die Mutter.

Der Vater sah wiederholt nach dem Wetterglase . . . De Barmeter stigt, sagte er endlich, wi wilt 't wagen; vörwarts!

In wenigen Minuten waren Alle, nachdem der Magd noch Mahnungen und Weisungen wegen Feuersgefahr ꝛc. gegeben worden waren, unterwegs. Man schützte Kopf und Nacken mit Tüchern; denn Regenschirme waren damals auf dem Lande noch völlig unbekannt; am gesichertsten saß der kleine Kristel, der unter dem Mantel der Mutter bald wieder eingeschlafen war.

So ging man rüstig über die Haide und dann zwischen wogenden Kornfeldern hin dem Berge entgegen.

Kinder und Hunde machen jeden Weg zwei oder drei Mal; so ging es auch Fritz; überall fand er etwas zu betrachten, eine Blume, ein Schneckenhaus, einen Stein . . . Dann kam man an den Berg; der Weg ward immer steiler und beschwerlicher, der Vater gebot Schweigen, weil Sprechen und Steigen die Brust zu sehr angreife und ging selber voran, alsbald einen langsamen, gemessenen, stetigen Bergschritt annehmend.

Nach einiger Zeit ließ der Regen nach, man konnte die nassen Kopftücher abnehmen und stand nach halbstündiger Anstrengung auf der Höhe des Berges.

Oben befanden sich große Sandsteinbrüche. Die Abfälle wurden nach der Seite des Berges abgeschüttet. Dadurch waren weit vorspringende, sogenannte „Klippen" entstanden, von denen man eine entzückende Aussicht auf das ganze Thal genoß. Fritz war der Erste, der oben stand, und jubelte laut auf: da ligt use Hûs, use Garen! da steit de grote Pöppel![1]) Wo glad[2]) dat ûtsüht! Un wîer hen de velen Barge! gint ünner![3])

In der That gewährte die kleine Mühle, mit der

[1]) Pappel.

[2]) Hübsch.

[3]) Dort unten.

baumreichen Umgebung inmitten der weiten Haidefläche, einen freundlichen Anblick, und die Aussicht nach der fernen siebengliedrigen Bergkette war wundervoll.

Die Wanderer standen geraume Zeit still und blickten schweigend auf ihr kleines Besitzthum hinab, das sie mit jahrelangen Anstrengungen errungen hatten.

Gewe de leiwe Gott, dat Niks passirt! betete die Frau und drückte ihr Kind fester an die Brust.

Amen! rief der Mann, indem er den Hut lüftete; un nu vörût, Fritz! rechts an den Steinkulen hen! Nig te nahe an't Euwer! De sind allenhand hol eweiket.[1])

So zog man weiter, zunächst unter hohen Buchen hin, die dann und wann noch ein paar Regentropfen auf die Wanderer herabschüttelten.

Dann ging's bergab, und es durfte nun wieder gesprochen werden.

O, wat bin ek döstig![2]) rief Fritz.

Ja, ek ôk, versicherte die Mutter.

Na, teuwet[3]) man, tröstete der Vater, dem weit und breit jeder Fleck des Waldes bekannt war, ek

---

[1]) Zuweilen hohl geweicht, unterhöhlt.

[2]) Durstig.

[3]) Wartet nur.

weit en prächtigen Borm; ek wolle, hei sprünge in usen Dîke.[1]) Dabie wil wi ösch etwas rêsten.[2])

Nach einiger Zeit lenkte er vom Wege ab und drang durch ein Tannendickicht in eine windgeschützte Vertiefung, wo zwischen Moos und Steinen eine köstliche Quelle hervormurmelte und als klares Bächlein in's Thal hinabrieselte.

Fritz wollte sich sogleich niederwerfen und trinken, aber der Vater gebot Halt!

Man mot nig sau in de Hitte henin drinken, sagte er verweisend, darvan kan man den Dôd hebben. Un den mot man ût'r hollen Hand drinken, wîl süs allerlei Ungezifer mêe hendal gân kan. Seuk erst Mos un Lôf,[3]) dat wi för de Mutter en Sitz maket!

Das geschah denn; ein alter Stubben bot eine bequeme Rücklehne, und bald saß die ermüdete Frau still und behaglich und legte den Kleinen, der schon wiederholt vor Hunger geweint hatte, an die Brust.

Dann zog der Mann, sich ebenfalls lagernd, aus seiner Jagdtasche Brod und ein Fläschchen Branntwein hervor, und theilte Jedem davon Etwas mit.

---

[1]) Im Mühlteiche.

[2]) Erholen, ausruhen.

[3]) Laub.

Sau, sagte er dann, nu kön wi ôk Water drinken; Fritz, hale Jedem ein Glas vul!

Zugleich wurden die mitgenommenen Vorräthe ausgetheilt. Und so schmauseten sie und versicherten alle um die Wette, daß es ihnen vortrefflich schmecke. Auch der kleine Kristel gab sein volles Behagen zu erkennen.

Man hätte bei der Gruppe an eine „Ruhe auf der Flucht nach Egypten" denken können; nur würde Fritz den Esel haben vorstellen müssen, wozu er sich wol kaum verstanden hätte. Er war zuerst wieder auf den Beinen; er ging dem Gesange einer Drossel nach und rief bald jubelnd herüber, daß er ein Nest mit drei Eiern gefunden habe.

Most nig tau lange darbie stân bliwen, rief ihm mahnend der Vater zu, de Olen dîhet'r süs af.[1])

Erquickt und gesättigt zog man dann weiter. Bald hörte der Wald auf; man kam an Kämpe und Gelände, und hier ging der Mann abermals vom Wege ab. Er hatte vor einem Jahre ein paar schöne Schwarzdornschößlinge bemerkt und konnte es sich nicht versagen, jetzt nachzusehen, wie stark sie inzwischen geworden seien. Vergnügt kehrte er zu den Seinigen

---

[1]) Die Alten geben das Geniste sonst auf.

zurück und versicherte: taukumen Jâr,[1]) mot ek se halen; en pâr kapetale Gâestökke![2])

Als die Wanderer bei dem „großen Schlagbaume" ankamen, stand der Wagen schon bereit, und der Knecht gab eben den Pferden das letzte Stück Brod. Es war freilich nur ein Ackerwagen; aber zwei Strohsitze und die Ermüdung, die eben noch durch die hervorbrechende Sonne vermehrt wurde, machten ihn einladend genug.

Fritz kletterte sofort auf den Fuhrmannssitz. Der Vater gab dem Knecht einen Schluck Branntwein und rief: Nu lât lopen!

Zwar waren die Wege nicht die besten; das Fürstenthum, welches man quer zu durchfahren hatte, war seit langen Jahren berüchtigt wegen seiner schlechten Straßen, die aus der fürstlichen Kasse zu bessern gewesen wären; aber unsere Wanderer ließen sich das nicht anfechten. Die Pferde waren stark, die frischen Felder entzückend, und dann die mächtigen Stämme eines herrlichen Eichwaldes, durchsäet mit zahlreichen Granitblöcken, so schattig und wohlthuend, daß Alle sich höchst behaglich fühlten.

Vatter, wo kûmt de velen Steine her? fragte Fritz.

---

[1]) Künftiges Jahr.

[2]) Gehstöcke, Wanderstöcke.

Ja, mîn Junge, dat weit wol Nömst sau recht; awer de leiwe Gott het Alles maket . . .

Warum het hei se den sau enzeln ümmeherstreiet?

I, dat 'n ligter daran komen kan! antwortete schmunzelnd der Vater, sich damit nicht eben schlechter aus der Klemme ziehend, als damals manche Gelehrte gethan haben, die sich bis zu den Mondkratern verstiegen.

Später ist man wirklich an die Steine „herangekommen" und hat sie zu Bau- und Wegesteinen verkleinert.

Nach anderthalbstündiger Fahrt langte das Gefährte in der Nähe des Festorts an, und die Reisenden vernahmen bald Musik und lebhaften Trommelwirbel. Der Müller ward davon sehr unangenehm berührt: er hatte gehofft, daß der Festzug schon ausgerückt sein werde; denn er liebte dergleichen Schaugepränge durchaus nicht. Allein da sein Bruder Kurt-Heinrich, oder Kôrdhinnerk, wie die Bauern ihn hießen, zum Anführer gemacht worden war und die Geladenen jeden Augenblick eintreffen konnten, so hatte sich derselbe bereden lassen, dem Zuge gerade vor seinem Hofe Halt zu gebieten.

Man benutzte diese Frist, um auf Abschlag zu trinken und die Hüte mit Kastanienblättern und Eichen-

zweigen, die von den Thor-Bäumen des Anführers abgeschlagen wurden, zu schmücken. Dieser, eine stämmige, handfeste Gestalt, saß hoch zu Roß, einen großen Dreimaster mit Federbusch auf dem Haupte, einen mächtigen Reitersäbel an der Seite, und überhaupt wie ein Marschall würdevoll anzuschauen.

Als das Gefährte seiner Gäste herankam, kommandirte er Achtung! und ein donnerndes Hurrah erfüllte die Luft.

Fritz und seine liebe Mutter waren von dem Empfange sehr erbaut; Vater Christian aber runzelte die Stirn und hatte Mühe, seinen Unwillen zu verbergen. Indessen konnte er doch ein Lächeln nicht verbeißen, als er den Aufputz seines Bruders gewahrte und rief ihm heiter zu: Gûndag Bräuerken[1]) Hauptmann!

Zur Theilnahme am Zuge aber war er schlechthin nicht zu bewegen. Er schützte Ermüdung und Hunger der Seinen vor, und versprach, baldigst nachzukommen; man möge nur mit dem Schießen beginnen, für ihn werde schon noch eine Stelle bleiben, wo er „hintreffen könne". Die letzten Worte wurden mit einem gewissen lächelnden Selbstbewußtsein betont, und Bräuerken-

---

[1]) Brüderchen.

Hauptmann lachte mit stolzem Einverständnisse seine Zustimmung. Schade, sagte er, dat sau'n Flügelmann fehlt! Und das konnte man wirklich sagen; denn der Müller maß seine sechs Fuß und hatte dabei eine entsprechende Breite und Stärke, so daß man kaum einen stattlicheren Mann sehen konnte.

Achtung! kommandirte der Feldherr von Neuem; und so trat denn Alles in Reih' und Glied, und da eine Anzahl früherer Soldaten Theil nahm, so gewann auch der Zug ein geordneteres Ansehen, als man wol hätte erwarten sollen, und die ganze Bewohnerschaft, namentlich die weibliche, sah ihm mit Wohlgefallen nach.

Einen besondern Jubel erregte stets ein ehemaliger Dragoner, der wie eine Art Adjutant neben dem Anführer ritt und bald hier bald dort in launigster Weise ordnend eingriff. Den Höhepunkt des Beifalls aber erzielte er dadurch, daß er sich mit großer Gewandtheit kerzengrade auf's Pferd stellte und voraus ritt.

Nicht minderen Beifall fand der Trommelschlag des „Tamburs Fine". Dieser war ebenfalls lange Jahre beim Militär gewesen, und hatte sich eine solche Fertigkeit erworben, daß er die Trommelstöcke einen um den andern in die Luft warf und wiederfing, ohne aus dem Takt zu kommen. Ja, de Fine is dog 'n wahren

Düwelskêrl! hurrah Fine! riefen dann die Zuschauer.

Ab und zu ließ sich eine kleine Musikbande hören. Ohne Musik können solche Festlichkeiten nicht vor sich gehen. Und doch waren zu jener Zeit die Dorf- und selbst die Stadtkünstler gar wenig geachtet. Sie wurden gewissermaßen als bezahlte Spaßmacher angesehen. Es gab sogar ein Sprüchwort, welches die Geringschätzung drastisch ausdrückt: Sta up, Musekante, dar kan ja nog 'n Minsche sitten![1])

So kam der Zug nebst einem Schwarm von Kindern und sonstigen Mitläufern auf dem Schießplatze an und das Schießen begann. Das Schießen, aber nicht das — Treffen! Dutzende von Schüssen gingen vorbei; und doch hatte die Scheibe über drei Fuß im Durchmesser und die Entfernung betrug nur ungefähr sechzig Schritt.

Freilich waren die schlechtesten Schützen die hitzigsten und die meisten Gewehre hatten ein Aussehen, als könne der Schuß auch mal rück- oder seitwärts zum Vorschein kommen. Büchsen und halbgezogene Flinten, sowie Gewehre mit Visiren auf der Mitte des Laufs, waren nicht gestattet.

---

[1]) Da kann ja noch ein Mensch sitzen.

So oft ein Schuß vorbeiging, erhoben die Jungen ein schallendes Hohngelächter und riefen auch wol: Het er midden — ümmehen drapen.[1])

Kurt-Heinrich hatte noch nicht geschossen. Er ließ sich die Luft erst abkühlen und wartete auf die Ankunft des Bruders. Wol aber hatte sein Sohn und Stammhalter Hinnerk schon einige Schuß gethan. Er galt für einen guten Schützen und stand namentlich in dem stillen Rufe, ein glücklicher Wilderer zu sein; aber jetzt hatte er noch keinen nennenswerthen Erfolg erzielt. Er war aufgeregt und zerstreut, und richtete meist den Blick nach dem Dorfe, von wo allmälig einzelne Gruppen von Mädchen und Frauen herankamen und in den aufgerichteten Zelten sich niederließen oder hinter dem Schießplatze lachend und schäkernd sich ergingen.

Endlich ließ sich ein Trupp erblicken, der Heinrich's besondere Aufmerksamkeit erregte. An der Spitze schritt ein großes stattliches Mädchen, mit hellblondem Haar und blauen Augen, die es längst dem reichen Anerben angethan hatten. Denker's Sophie oder Fike, wie man gewöhnlich sagte, galt im ganzen Dorfe für Heinrich's Geliebte. Auch sein Vater kannte das Verhältniß,

---

[1]) Hat er mitten (nicht hinein, sondern) umhin getroffen.

hatte aber wiederholt mit einem schweren Fluche versichert, daß aus der Sache nichts werden könne und solle. Gegen das Mädchen selbst wußte er eigentlich nichts einzuwenden; aber sie war nur von einer „minnen" Stätte, während sein Sohn auf das reichste Mädchen im Orte Anspruch machen konnte.

Heinrich suchte es so einzurichten, daß er mit einem Freunde „unversehens", wie er dachte, dem Mädchen in den Weg kam; aber der Alte hatte das Manöver recht wohl bemerkt und durchschaut und murmelte wüthend in den Bart: De vermukte Junge! Kikt he nig alwêr na den Balg, de niks het, asse de Klatern up'n Liwe![1])

Das war nun eine arge Uebertreibung, eine Uebertreibung blindester Wuth; denn das Mädchen hatte keineswegs eine unansehnliche Aussteuer zu erwarten; aber freilich konnte die Mitgift nicht so ausfallen, wie Kurt-Heinrich sie dem einzigen Sohne gewünscht hätte.

Endlich kam auch der Bruder mit seiner Frau an. Das stattliche Paar erregte allgemeines Aufsehen. War auch der Müller ein geborenes Dorfkind, so hatte er doch den Ort so früh verlassen und so selten und immer nur auf so kurze Zeit wieder betreten, daß er den

---

[1]) Lumpen auf dem Leibe.

Meisten, namentlich dem jüngern Geschlechte völlig fremd erschien und daher mit doppelter Aufmerksamkeit angestarrt wurde.

Er war eigentlich zum Landwirth erzogen worden, hatte aber auch ein paar Handwerke erlernt, war dann plötzlich fortgegangen — man sagte wegen eines Liebesverhältnisses — hatte Emden, Hamburg und andere Städte besucht, ein paar Fahrten zur See gemacht, überall sich fortzubilden gesucht, und schließlich „hinter dem Berge“, in einer halben Wüstenei sich angesiedelt und verheirathet. Dort gehörte er bald zu den angeseheneren Bewohnern der Gegend und stand auch mit den öffentlichen Würdenträgern, mit Förster, Pastor und Schullehrern, auf dem besten Fuße.

Heinrich hatte natürlich nicht verfehlt, von dem „Christian-Vetter“ und seiner vortrefflichen Flinte zu erzählen. Ja, pflegte er seine Schilderungen zu schließen, et is man 'n einfache Flinte, awer 'n ganz barbârsch Gewêr!

Natürlich drängte sich nun Alles heran, als der „Ausländer“, den man durch ausdrückliche Erklärung wegen seiner früheren Ortsangehörigkeit zum Mitschießen ermächtigt hatte, sich bereit machte, „sein Glück zu versuchen“. Und da zeigte sich denn eine auffallende Erscheinung: als Christian die Flinte zur Hand nahm

und zu laden suchte, zitterte er so heftig, daß er kaum das Pulver und die Kugel in den Lauf bringen konnte. Verwundert sahen sich die Umstehenden an; einer der Vorwitzigsten rief laut: Na, wen de drept, lât ek mi hängen!

Ja, den bestelle man't Strik! sagte der Müller launig, schritt bebend auf den Pfahl zu, legte unter athemloser Erwartung der Umstehenden an, ward ruhig und fest, und in wenig Sekunden saß die Kugel im Schwarzen oder im Knope, wie man dort sagte, der eigentlich weiß war.

Der Scheibenjunge warf die Mütze in die Höhe, sprang jubelnd auf und nieder und schrie: Knôp! Knôp!

Die Meisten vermutheten einen Irrthum. Alles lief daher nach der Scheibe, um mit eigenen Augen zu sehen; aber alle mußten bekennen, daß die Kugel wirklich den Knopf durchschlagen hatte und noch im eichenen Scheibenständer zu sehen war.

Nun wurde die Flinte betrachtet, ob sie nicht doch einen „gezogenen Lauf" habe, und als auch das nicht der Fall war, fehlte wenig, daß man den „zittrigen" Fremden für einen Hexenmeister gehalten hätte. Mehrere wünschten nun ebenfalls mit der Flinte schießen zu dürfen; worauf der Müller einsilbig erklärte, daß man

zwar „Frauen und Flinten nicht verleihe", daß er aber Zweien das Schießen gestatten wolle; denn mehr Kugeln könne er nicht wol entbehren. Indessen traf Keiner von Beiden auch nur die Scheibe, und nun hörten die Wünsche von selbst auf.

Niemand war mit dem Schusse unzufriedener, als der Schütze selbst. So gut hatte er eigentlich nicht treffen wollen; er trug kein Verlangen, Schützenkönig zu werden, denn das verursachte „Lärm" und — Unkosten. Er sann daher nach, wie die Sache zu ändern sei, und das konnte nicht schwer fallen. Er erklärte, daß er sich zwar über den guten Schuß freue, daß er aber die Würde eines Schützenkönigs nicht annehmen könne. Es sei dankenswerth, daß man ihm überhaupt das Mitschießen gestattet habe, und den besten Schuß werde er wol behalten; allein Schützenkönig dürfe nur ein Ortsangehöriger sein und als solcher könne er doch nicht mehr betrachtet werden.

Dies salomonische Urtheil fand allgemeinen Beifall; das Feld des Wetteifers war nun wieder frei; man dankte dem Meisterschützen mit einem donnernden Hurrah und das Wettschießen begann wieder mit erneuter Kraft.

Ei, Christjân, meinte Kurt-Heinrich, dat häddest du dog nig daun schöllen! Et wöre dog ganz in'r

Ornunge wesen, wenn wi de Schîwen an't Hûs kregen hädden.[1])

Wês man taufrêe, Bräuerken, sagte Christian, de Schîwen schöl' ji dog hebben! Und so kam's auch. Christian sprach mit seinem Neffen Heinrich, lieh ihm die Flinte und gab ihm einige heimliche Winke, die bald zum Ziele führten: hôl den Strich up'r Schwanzschruwe[2]) scharp im Oge un nim fîn Kören![3]) en bêtjen links af! den schal't wol gân!

Heinrich zielte scharf und lange, und brachte in der That eine der nächsten Kugeln nahe an den Knopf. Der Scheibenjunge sprang und jubelte abermals, und Heinrich ward Schützenkönig, zur großen Freude des Vaters. Aber die Freude ward doch dadurch geschmälert, daß Denker's Arnd, der Bruder der Geliebten des Sohnes noch den nächstbesten Schuß that, also mit der Schwester den Anspruch hatte, zu allen weitern Festlichkeiten zugezogen zu werden.

Dat is infâm, Kristjân! sagte Kurt-Heinrich zu dem Bruder, kumt dat verdamte Wiwesstük vernabend[4]) ôk in't Hus!

---

[1]) Es wäre doch ganz in der Ordnung, wenn wir die Scheibe an's Haus bekommen hätten.

[2]) Schwanzschraube.

[3]) Fein Korn.

[4]) Diesen Abend.

Ja, Kôrdhinnerk, erwiderte Christian, dartegen wel wol Niks te maken sîn! Awer kum, lât ösch en beten allene gân! et is Tîd, dat wi de Brennewîns-Sake bespreket!

Kurt-Heinrich hatte eine Branntweinsbrennerei, betrieb sie aber nur wenig, weil die Steuerverhältnisse drückend waren und das Geschäft nach der Lage des Orts nicht sehr lohnend machten. Das Dorf lag hart an der Grenze, hatte einerseits eine bedeutende Steuer zu ertragen und andererseits den Wettbewerb der Geschäftsgenossen in dem steuerfreien Nachbarlande zu bestehen. Der Reiz zum Schmuggel war daher groß. Konnte in der Stille ein Fuder Branntwein über den Berg gebracht und nach und nach als einheimisches Erzeugniß wieder verkauft werden, so mußte das einen bedeutenden Gewinn abwerfen.

Dies Alles hatte Kôrdhinnerk in's Auge gefaßt, und Bruder Christian sollte die Vermittlung übernehmen. Zwar war dieser nicht sehr geneigt, sich in dergleichen Dinge einzulassen; allein er mochte doch auch dem Bruder die Gefälligkeit nicht abschlagen. Dazu kam, daß der Verkäufer des Branntweins ebenfalls ein gutes Geschäft machte und in der Mühle Christian's schroten ließ, dieser also gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, ohne sich selbst einer

erheblichen Gefahr auszusetzen. Und an „Unrecht" dachte natürlich keiner von Allen; denn Schmuggel und Wilddieberei galten nach der allgemeinsten Volksanschauung als völlig ehrenhafte Handlungen; nur mußte man dabei „nicht gekriegt werden!"

Als die Beiden außer Gehörweite der Andern waren, entwickelte Christian seinen Plan, wie folgt: Der Bruder solle ihm ein tüchtiges Pferd geben; damit wolle er noch heute Abend nach Hause zurückkehren, am andern Morgen mit dem Branntweinsbrenner verhandeln und abschließen und um Mittag wieder im brüderlichen Hause sein und am Ausschießen der Löffel und der Kälber Theil nehmen. Auf den Abend solle der Bruder eine Solospielgesellschaft veranstalten und den Steuereinnehmer, sowie den Vogt dazu einladen. Den, Bräuerken, schônst du dine besten Liköre nig! ümme ein Uhr is de Brennewîn bi der Lanner[1]), dar nimt 'n Hinnerk in Empfang, feuert lise achter den Höwen[2]) her un Klokke twei is Alles sicher in diner Schüne!

Kristjân, sagte der Bruder und spuckte zwei Klaftern weit aus, Kristjân, de Plan is kapetalig! Dat vergêt ek di nig! Mîn Pêrd steit vörn in Dörpe

[1]) Landwehr, Grenzwehr.
[2]) Höfen.

bi Dreier's Kunrad, dar kanst du glik upsitten gân ek late mi 'n annert halen oder gâe tefaute.[1])

Christian machte sich bald auf den Weg. Der Lärm war ihm längst zuwider. Er sprach einige Worte mit der Frau, die sofort die Augen voll Thränen hatte, liebkosete sein Kind, ging mit Fritz zum Pferde und sprengte bald in einer Weise davon, die den geübten sattelfesten Reiter von ehedem nicht verkennen ließ.

Kristjân, hatte ihm der Bruder nachgerufen, Kristjân, grîp mi dat Pêrd nig tau starke an!! aber Christian dachte, eine kleine Bewegung könne dem feisten Thiere gar nicht schaden. Nach wenigen Stunden sah er sein Haus in heiterer Abenddämmerung liegen und fand Alles in bester Ordnung. Die Magd hatte Thüren und Fenster sorgsam verriegelt, und der Nachbar saß schon bereit sein Wächteramt zu üben, was nun bis zum nächsten Abend verschoben wurde. Bald herrschte die lautloseste Stille, bis am nächsten Morgen das Pferd wieder gesattelt wurde.

Desto lauter ging es im Hause des Bruders her. Es verstand sich von selbst, daß Anführer und Schützenkönig sich nicht lumpen lassen konnten. Nachdem man

---

[1]) Zu Fuße.

feierlich zurückmarschirt war, wobei aber gar Mancher schwankte und nicht recht Tritt zu halten vermochte, wurde die Scheibe vor dem Giebel des Festhauses, wo schon vier ältere hingen, angenagelt, und dann ging's an's Tanzen, und der Hausherr war stets mit der Branntweinsflasche in Bewegung.

Erst wurde ein „Langenglischer" getanzt; dann folgten Walzer und Hopser in endlosem Wechsel, wobei natürlich die schmucke Schwägerin des Gastgebers nicht vergessen wurde und gründlich ihre Tanzlust stillte. Besonders aufmerksam zeigte sich Heinrich; auch wußte er's so einzurichten, daß er die Wêsche[1]) mit seiner Geliebten zusammenbrachte, und es gelang ihm leicht, nicht nur eine Vertraute, sondern auch eine Gönnerin des Liebesbundes in ihr zu gewinnen, was sich später sehr nützlich erwies. Vor allem gefiel der Müllerin die Entschiedenheit und Festigkeit, mit welcher Sophie an ihrem Erwählten festgehalten hatte. Als man sie bewegen wollte, den Geliebten freiwillig aufzugeben, weil doch nur Unglück und Streit für sie zu erwarten sei, hatte sie entschieden Nein geantwortet; wenn man ihr was Schlechtes vorwerfen könne, wollte sie weichen, sonst aber nicht! „Punktum!"

---

[1]) Wêsche = Wase, Base, Muhme; auch Verwandte und selbst Verschwägerte im Allgemeinen werden so genannt.

Als endlich der Tanz geschlossen wurde, war der junge Tag schon angebrochen. Viele suchten noch ihr Lager auf: der Hausherr aber war ein strenger Gebieter. Ek hebbe Niks tegen 'n orrentligen Danz, pflegte er zu sagen; awer de Arbeit mot darünner nig lîen! Hinnerk maket de Wagen t'rechte, wi wilt de beiden Blöcke ût 'n Holte halen. De Derens schült erst Dîsteln un Keuk ût'n Hawer luken[1]) un dan könt se wühen.[2]) Ek gâe eis nar groten Wisch hendal un seihe tau, ob wi bolle meihen könt.

Das war ein harter Spruch; aber Niemand wagte eine Einwendung, die auch vollkommen nutzlos gewesen wäre. Selbst die Schwägerin, der Kurt-Heinrich stets eine gewisse aufmerksame Artigkeit widmete, machte keinen ernstlichen Versuch, seinen Sinn zu ändern. Et is wol just neine hille Tîd[3]) mine leiwe Fru Schwägerin, sagte er ihr, sich gleichsam entschuldigend, awer ek bin der Meinung, wat vandage[4]) schein kan mot'n nig bet morgen verschuwen.

---

[1]) Disteln und Hederich aus dem Hafer ziehen.
[2]) Jäten.
[3]) Arbeitvolle Zeit.
[4]) Heute.

So ging denn bald Alles an die gewiesene Arbeit. Sogar Fritz, der sich der besten Ruhe hätte hingeben können, bestand darauf, mit nach der „groten Wisch“ zu gehen und erntete dafür den lauten Lobspruch des Oheims. Dat is en verdüwelten Jungen! rief dieser aus, ût den kan wat weren! Schâe, dat he man sau knenlig[1]) is . . .

Die „große Wiese“ war übrigens auch werth, in Augenschein genommen zu werden. Vor dem ganzen Dorfe gab es keine Wiesenfläche von solcher Ausdehnung und dabei meist so ete.[2]) Sie nahm die ganze Breite des zu dem Hofe gehörigen Ackerlandes ein und war von bedeutender Länge. Vorn standen zwei mächtige, mehrhundertjährige Eichbäume und bildeten eine gewölbte Einfahrt. In der Mitte lag ein vereinzelter Granitblock von bedeutendem Umfang. Er lag eigentlich störend und hätte leicht gesprengt und nützlich verwendet werden können; aber Niemand wagte, an so etwas nur zu denken. Er wurde gleichsam wie ein Heiligthum betrachtet, wie denn auch dunkle Nachklänge in dieser Hinsicht nicht ganz fehlten. Mindestens wurde seit undenklichen Zeiten danach ausgespäht, ob das Gras schon die Höhe „des Steins“ erreicht habe

[1]) Zart, unansehnlich.

[2]) Nahrhaft, fein, gut.

oder ob dieser noch zu sehen sei. Gewahrte man seine graue Fläche nicht mehr, so war's ein guter Wuchs und eine reiche Ernte stand in Aussicht.

Rings um die Wiese lief eine hohe Hecke von Hasel- und Hainbuchen, untermischt mit gekappten Weiden und Eichen. Sie war in Jahresschläge getheilt und lieferte alljährlich die nöthigen Erbsenstiefeln, Bohnenstöcke u. dgl.

Bald nach Mittag kehrte Christian zurück. Alles in Ordnung! raunte er dem Bruder zu, und dieser machte ein so glückliches Gesicht, als hätte er den erhofften Gewinn schon sicher in der Tasche.

Nachmittags ging's dann zum Ausschießen. Die Zahl der Theilnehmenden war natürlich geringer als beim gestrigen Schießen. Nur die bessern Schützen fanden sich ein, und auch von diesen kamen Einige mehr aus Neugierde als in der Hoffnung eines Gewinns.

Es wurden zwölf Hauptgewinne festgesetzt. Man konnte mehrere Einsätze machen, bis die Kosten gedeckt waren. Jeder Einsatz gab das Recht zu drei Schüssen. Wer mit diesen die meisten Ringe erzielte, erhielt den ersten Gewinn.

Die Bestimmung des ersten Gewinnstücks führte aber noch zu einigen Weiterungen. Am meisten schienen

die glänzenden Löffel sich dazu zu eignen. Zinnerne Löffel waren damals in echten Bauernhäusern noch eine große Seltenheit. Man aß nur mit hölten Lepeln, die aber durch ihre Gestalt erkennen lassen konnten, ob ein gewisser höherer Sinn und Wohlstand im Hause herrschte.

Die gewöhnlichste Form war die kreisrunde, mit einfachem, dünnem, rundem Stiel. Etwas höher standen die länglich zugespitzten Löffel mit flachen Stielen. Noch höher konnte man diejenigen schätzen, die nicht in gerade Linie vor einem flachen, mitunter durch allerlei Schnitzerei gezierten Stiele saßen, sondern mittelst eines Schwanenhalses einen rechten Winkel mit der Stiellinie bildeten. Jede dieser Arten erforderte eine gewisse Uebung, um gehörig gehandhabt zu werden.

Die gewöhnlichen Löffel und ebenso die großen in der Küche gebrauchten Schöpflöffel, Schleiwe geheißen, schnitzte sich jeder richtige Bauer zur Winterszeit selbst, wozu er sein besonderes Krummmesser behufs der Aushöhlung hatte. Auch das Teller- und Löffelbrett in der Küche, das zum Aufstecken der Löffel ꝛc. diente, wußte ein sorgsamer Haushälter selbst anzufertigen.

Neben allen diesen Löffelarten war ein zinnernes Eßwerkzeug ein Prachtstück, das besonders aufbewahrt zu werden pflegte. Die „neuen, echten, zinnernen

Löffel" konnten daher recht wol als ein passender Gegenstand zu einem ersten Preise angesehen werden.

Aber auch der Kleiderschrank, aus bestem Eichenholze kunstvoll verfertigt, war nicht zu verachten. Solche Schränke fehlen in keinem Bauernhause. Oft sind ein halbes Dutzend und mehr vorhanden, die an den Seiten der Dele oder wo sonst Raum ist, der Reihe nach aufgestellt wurden und nach dem Grade, in welchem sie rauchgeschwärzt sind, die verschiedenen Zeit- und Menschenalter der Familie andeuten; denn jede einziehende Braut bringt sicher einen solchen Schrank mit.

Nach langem Hin- und Herreden machte Christian den Vorschlag, daß man jedes Stück zu Geld abschätzen und dem besten Treffer, unter Festsetzung von Ausgleichungsbeträgen, die Wahl geben solle ꝛc.

Das fand Beifall und so konnte denn das Schießen beginnen.

Der Müller hatte zunächst diejenigen Gegenstände im Auge, welche er im Glücksfalle am leichtesten mitnehmen konnte, also vorzugsweise die Löffel. Er machte mehrere Einsätze, schoß aber Anfangs absichtlich schlechter, um Andere nicht abzuschrecken. Als jedoch die erforderliche Summe gesetzt war, suchte er sich eifrig den ersten Gewinn zu sichern und seine nächsten drei Kugeln saßen denn auch sämmtlich so günstig, daß ihn Niemand

„abschoß“. Er wählte nun die Löffel und trug auch im Uebrigen noch ein paar Kalbsviertel und -achtel davon.

Abends fand dann eine lustige Solopartie Statt. Außer dem Steuer-Einnehmer und dem Vogt war auch der Küster geladen worden, und die lockendsten Likörflaschen standen fortwährend auf der Fensterbank. Heinrich trat zuweilen für seinen Vater ein; dann entfernte er sich unvermerkt und der Vater warf etwas später die Bemerkung hin: „Na, de Junge, mag wol meue genaug[1]) sîn un is wol al im Bedde!“

Der Junge war aber durchaus nicht müde: er machte zunächst einen weiten Umweg, um seinen Schatz zu besuchen, und dann erst rannte er spornstreichs der Landwehr zu.

Hier war die Fuhre eben eingetroffen. Man hatte vorsorglich gut geschmiert; überall, wo ein Knarren hörbar war oder zu befürchten stand, bestrich man das Holz mit Seife oder brachte Stroh und Lappen an; vor dem Dorfe bog man in die stillen Feldwege ein, wo es keine Steine gab, und kam so unbemerkt von hinten zu der Scheune, deren Thor sich nach dem Felde zu öffnete. Schon wollte man in dasselbe ein-

---

[1]) Müde genug.

biegen, als in der Dunkelheit lautes Pfeifen erscholl und ein hochgewachsener Mann mit eiligen Schritten herannahte.

Heinrich stand erschrocken still; die Arme fielen ihm am Leibe herunter! Doch dauerte der Schreck nicht lange. Der Herannahende war Denker's Arnd, sein künftiger Schwager, der eben von einem Besuche der eigenen Geliebten heimkehrte. Er ward schnell in's Geheimniß gezogen und versprach lächelnd, zu schweigen. Das könne aber doch sein Gutes haben, meinte er launig; wenn Heinrich's Vater nun noch Schwierigkeiten mache, so wolle er ihm einmal „unter die Nase reiben", was er wisse, das werde schon helfen. Ueberhaupt, versicherte er weiter, sei er gar nicht gesonnen, seine Schwester verschmähen oder schlecht behandeln zu lassen; eher solle ja — und dabei erhob er einen Arm, der im ganzen Dorfe nicht seines Gleichen hatte, denn Arnd war weit und breit der stärkste Mann; er ließ sich mitunter den linken Arm auf den Rücken binden und ward doch selten von einem Einzelnen bewältigt.

Ja, ja, Hinnerk, sau rükt[1]) dat Spek! mahnte der Erzürnte und pfiff dann wohlgemuth weiter.

So war denn die nächste Gefahr überstanden; die

---

[1]) So riecht der Speck.

Fässer wurden abgeladen und tief unter Strohbündeln versteckt.

Inzwischen hatte das Solospiel den besten Fortgang genommen. Kôrdhinnerk gewann in außerordentlichster Weise. Mit heiterem Lachen rief er ein über das andere Mal: Na, da wil wi'r ôk wat upgân laten![1]) Ne, darup möt wi nog einen knîpen![2]) und jedes Mal wurden die Likörgläser von Neuem gefüllt.

Auf einmal rief er wieder: Solo! Solo-Eckstein!

Was Teufel, dachte der Einnehmer, der selber fünf Karroblätter in der Hand hatte: Solo-Eckstein? . . . er? . . . Wohlweislich aber ließ er Nichts merken und hielt eben so zwei Asse sorgfältig verborgen.

Kôrdhinnerk hatte ebenfalls fünf Trümpfe und zwar die „vier ersten Matadore". Dabei saß er in der „Vorhand" und hatte außerdem Pik-König und Pik-Bube, die unter Umständen auch einen Stich abgeben konnten.

Ein solches Spiel ist schwer zu verlieren. Der Alte fühlte sich denn auch so sicher, daß er gar nicht einmal recht Acht gab, sondern mit seinen Gedanken bei der Branntweinsfuhre war.

„Spadille" . . . „Spitze" . . . „Basta" . . . „As" . . .

---

[1]) Was draufgehen lassen.

[2]) noch einen kneifen, d. h. trinken.

Kôrdhinnerk! lächelte Christian, der besser aufmerkte, Bräuerken, dat geit scheif! pass up!

Nun erkannte und beachtete dieser selbst die Gefahr, der er längst hätte inne und Herr werden können. Er suchte daher den Pik-König frei zu machen.

Schüppen! sagte er und warf den Buben auf den Tisch.

Ok Schüppen, rief der Einnehmer, und schlug mit solcher Kraft das As darauf, daß die Gläser klirrend emporsprangen.

Nicht minder kräftig zog er dann den Trumpf-König.

Un nu twei Forssen! . . . Alles vor mir! Ok vier Stiche! . . . So spielt man in Venedig! Hä? . . .

Der Solo war wirklich verloren und kostete viel Geld.

Na, wat tau dul is, dat is tau dul! schrie Kurt-Heinrich; Kristjân, hest du sau wat al belewet?

Ne, Bräuerken! rief der lachend, mîn Dage nog nig! und Alle schwuren hoch und theuer, daß ihnen so etwas noch nicht vorgekommen sei.

Ne, wat tau dul is, dat is tau dul! . . . Vadder, fügte Kurt-Heinrich hinzu, indem er den verlorenen Solo bezahlte, Vadder, dar möt wi nog'n duwwelten Pommeranzen darup setten!

Und der liebe Gevatter, der übrigens ein kreuzbraver Mann war, ließ sich das in seiner Herzensfreude gern gefallen und dachte nicht entfernt daran, daß gerade ein Fuder Branntwein über die Grenze gekommen war und in die hundert Schritte entfernte Scheune gebracht wurde.

Herr Gevatter, lallte er, es is mich aber doch bolle zu viel; aberst — ein gutes — Spiel — war's! ja, da . . . das . . . war's! —

Endlich brach man auf. Da alle drei, Küster, Vogt und Einnehmer, in einer und derselben Richtung zu gehen hatten, so mußte sie ein Knecht mit der Laterne nach Hause bringen.

Als er zurückkam, fragte Kurt-Heinrich: Sind se alle richtig in't Hûs komen?

Ja, Here, in't Hûs wol, ob awer ôk in't Bedde, dat weit ek nig.

Et is gaud, Hans! Gif den Peren nog Etwas un den ga wêr liggen!

Bald darauf trat Heinrich herein und erzählte, daß Alles wohl gelungen sei. Nur Denker's Arnd wäre unvermuthet darauf zugekommen, aber der werde schon schweigen.

Allerwegen schnüffelt dat verdamte Pak!

brummte der Alte verdrießlich vor sich hin, gab dem lieben Bruder die Hand und beide gingen zu Bett.

Heinrich aber fand noch lange keine Ruhe. Seine Fike hatte ihm wiederholt versichert, daß ihr Vater durchaus die Sache klar gestellt wissen wolle und daß er ohne Verzug mit dem seinigen reden müsse. Ihre ganze Familie sei empört über das Verhalten und die Aeußerungen seines Vaters; wenn man auch nicht so reich sei als dieser, so habe man doch ebenfalls seinen Stolz und wolle nicht ehrenrührig in der Leute Mäuler sein; die Ihrigen verlangten gehörige Verlobung oder — Heinrich sollte das Haus meiden.

Da lag dieser nun schlaflos und dachte und dachte. Endlich schien es ihm am Besten zu sein, sofort die Anwesenheit des Oheims und der Base zu benutzen und die Sache zum Austrag zu bringen. Ja, sagte er zu sich selber, sau is't am besten! und schlief ein.

Am andern Morgen zog er den Oheim in's Vertrauen und bat um dessen Beistand. Christian nahm dann das liebe „Bräuerken" bei Seite und theilte ihm mit, was dieser längst wußte und befürchtet hatte.

Et gift neine besonnere Rikedage, dat is wahr, Kôrdhinnerk! awer wat is darbi te daun? Henneholen kanst du de Sake wol, awer ganz hinnern, wen de Junge sinen Kop darup settet, nig. Dâr

is't beter, du willigst glîk in. Un sitten laten deit Hinnerk de Deren nig, un kan't ôk wol nig. Un den de Arnd! . . . 't schal'n vermukten Kêrl sîn! wen de Bengel dullerhare [1]) werd un di in'r Dulheit anzeiget, sau kön dat dog en eklige Bredulje weren!

Ja, ja, dat is wol wahr, awer . . .

Nun kam die liebe Schwägerin auch dazu. Laten se dat man gaud sîn, sagte die; ek hebbe dog von allen Kanten höret, dat et en gaud, renlig, nerig Meike [2]) is! . . . Wat helpet dat allens! Wen Se dar en rifferig Wiwesstük [3]) in't Hûs kregen, sau wör't dog niks Rechts, un wen se ôk nog sau vel Geld mê'bröchte!

Ja, min leiwe Kind, Se möget wol Recht hebben, awer . . .

Un' ne gaue Hûshöllersche, fuhr die Schwägerin fort, werd't Fîkschen, darup könt Se sek verlaten! Et het sek sau ganz för sek sülwen en Dutzend Handdäuker un en half Dutzend Dischlaken terechte maket, un dat könt Se man löwen, Schwager, en jung Frûsminsche, dat up Handdäuker süht un nig blôt up Kledâsche, dat werd en Hûshöllersche!

---

[1]) Wörtlich: toller Haare, d. h. wüthend.

[2]) Mädchen.

[3]) Unachtsames, verschwenderisches Weibsstück.

Ja, min leiwe Wesche, dat is ja wol wahr, awer . . .

Nu, lât et gaud sin, Bräuerken! des Minschen Wille is sin Himmelrîk! Un Recht het min Frûe ôk!

Ja, awer . . .

Un denn blifst du jo Here in'n Huse! und behölst den Knôp up den Büdel! . . .

Na, dat versteit sek up alle Fälle! — Awer . . . Na, minethalben! Den schal awer bolle de Hochtîd sin un ji mötet alle wêr komen!

Dat schal en Wôrd sîn!

Da war denn Freude in allen Ecken. Beim Frühstück ward die Gesundheit des Brautpaars ausgebracht, und als das kleine Fuhrwerk mit den Gästen nebst den echten Löffeln und den verschiedenen Kalbs-Vierteln und -Achteln davon fuhr, hieß es allseitig: up't Wêrsein! up de Hochtîd!

Die Reisenden kamen zeitig und glücklich in der Heimath an und fanden Alles in guter Ordnung. Von den Vierteln und Achteln erhielt auch die Nachbarin ein gutes Stück!

Awer etet et nig up ein Mal, Nawersche! man mot jümmer sau eten, dat'n den Geschmak lange het.

Ja, dat is wol wahr, Nawersche! awer . . . ek löwe, de ole Fokk'sche het ôk Recht: Wen ek et schmekke, sau schmekk' ek't dögend!

Schon in den nächsten Tagen begannen die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste, das natürlich in würdigster Weise begangen werden sollte. Im Hause der Braut war es vornehmlich die Ausrüstung des Brautwagens, welche die Aufmerksamkeit und die Thätigkeit in Anspruch nahm. Da indessen das freudige Ereigniß schon seit Jahren vorsorglich in's Auge gefaßt worden war, wie das in jedem ordentlichen Hauswesen mit herangewachsenen Töchtern zu geschehen pflegt, so handelte es sich mehr um Ergänzung und Regelung, als um Neubeschaffung, und in kurzen Wochen stand und lag Alles glanzvoll und sauber bereit.

Das Hauptstück der Aussteuer war natürlich das Bett, breit und fest und mit zahlreichen Kissen versehen, aufgestapelt. Welche Rolle ein großer eichener Kleiderschrank spielt, sahen wir schon oben. Fast eben so wichtig ist eine Lade oder ein Koffer, recht kunstreich bemalt und soweit als möglich mit Leinen und Drell und dergl. gefüllt. Tische, Stühle, Küchengeräth und ähnliche häusliche Gegenstände kommen hinzu. Die Spitze des Ganzen bildet ein geschmücktes Spinnrad mit vollem Rocken, das von einem jungen Mädchen hoch auf dem von Burschen zu Pferde begleiteten Wagen gehalten wird.

Im Hause des Bräutigams wird vor allen Dingen

für Essen und Trinken gesorgt. Da der eigene Herd meistens zum Kochen ꝛc. nicht ausreicht, so werden mitunter ein paar Nachbarhäuser zu Hilfe genommen. Das gewöhnlichste Auskunftsmittel aber besteht darin, daß hinter dem Wohnhause im Garten ein Gestell zum Aufhängen großer Kessel und Töpfe hergerichtet und solchergestalt das Kochen der Suppen ꝛc. im Freien möglich gemacht wird.

Eine Hauptpersönlichkeit bei den Hochzeitsvorbereitungen ist de Hochtîdsbidder, der sämmtliche Einladungen zu besorgen und dann während der Lustbarkeiten darauf zu sehen hat, daß Alles nach Recht und löblichem Brauch vor sich geht. Er muß daher ein gewandter, erfahrener, umgänglicher Mann sein, der die Zunge wohl gelöst hat und namentlich die Eigenschaft besitzt, Scherz und Ernst, Gespäßigkeit und Würde an rechter Stelle, wie sich's ziemt und hergebracht ist, zu bethätigen. Mitunter ist die Bitterschaft gewissermaßen erblich; die zahlreichen Reimsprüche, welche aufzusagen und die Förmlichkeiten, welche zu beobachten sind, gehen von Mund zu Mund, vom Vater auf den Sohn über. Indessen muß der Einzelne doch die Fertigkeit haben, nach den jeweiligen Umständen zu ändern und anzupassen und nöthigenfalls neue Reime hinzu-

zufügen. Man schöll't nig löwen, heißt es dann, wo de Kêrl de Wöre te gripen weit!

In unserm Falle war der Mann besonders geschickt. Er hatte zwar keine Erbweisheit aufzuzeigen, allein er besaß natürliche Gaben, und was mehr war, er hatte geraume Zeit achterm Barge, wie man es nannte, d. h. hinter dem Berge, gelebt und von dorther zahlreiche Verse und andere Dinge mitgebracht, die er nun klug und mit Erfolg zu verwenden wußte.

Das Amtszeichen des Hochzeitsbitters ist ein gerader, etwa acht Fuß langer, meist bräunlich gefärbter Stab, oben mit einer blanken Spitze und einer Art Krone aus Schleifen, Flittergold und Blumen geziert. Darunter befindet sich eine Vorrichtung zur Befestigung von Bändern und Tüchern, die von den Kranzjungfern und anderen jungen Mädchen, die sich besonders freundlich und freigebig bezeigen wollen, dargeboten werden.

Anfangs nimmt sich der Stab ziemlich — kahl aus; doch wird dies durch die lebhaftesten Farben ausgeglichen, und je weiter der Bitter auf seinem Rundgange kommt, desto größer wird die Fülle des Schmucks. In gleicher Weise verziert sich allmälig sein Hut und auch wohl ein Stück von den Aermeln 2c.

Sobald der Bitter das Haus verläßt, sieht er sich gewöhnlich von einer Schar von Kindern umgeben. Er darf sie nicht barsch verjagen, was auch gar nicht durchzuführen sein würde; aber er darf sie auch nicht zu nahe herankommen lassen, muß sie vielmehr in gemessener Entfernung zu halten suchen und dabei selbst gemessen einherschreiten. Im Uebrigen ist er unterwegs ein einfacher Mensch, grüßt und wird gegrüßt, tauscht allerlei Scherzreden aus 2c. Beim Einbiegen in einen Thorweg stürmen die Kinder voraus und schreien: de Hochtîdsbidder! de Hochtîdsbidder! Dieser schwingt seinen Stab und schreitet auf die Dele un de Dönze[1]) zu.

Auch hier ist er zunächst noch einfacher Mensch, der sich in ein freundliches Gespräch mit der Hausfrau einläßt. Sie weiß natürlich längst, daß sie eingeladen wird, aber sie sagt doch in einer Weise, als sei sie freudig überrascht:

I, süh eis, Hanshinnerk, wut du ösch ôk nödigen?[2])

Na, Fîk-Wesche, âne jök[3]) ginge dat dog nig

---

[1]) Stube.
[2]) Einladen.
[3]) Ohne euch.

gaud! un wen'r jûë Stînchen nig bië wöre, den fele jo't Beste!

Nu hör eis Einer den olen Flattêrer! ruft schnippisch die eintretende Tochter vom Hause, die eben im Garten gewesen ist, um zu sehen, ob sich auch Alles findet, was zu einem gehörigen Rukebusch[1]) erforderlich ist. Ji denkt wol, up sükke Art en gladden Dauk[2]) te erwischen? ja prôst de Maltîd! ek gaë gâr nig up de Hochtîd!

Na, wer dat nig löwet, krigt en Dauk! kik, hir is nog Platz!

Inzwischen hat sich die Hausgenossenschaft in der Stube versammelt. Die Scherzreden hören auf, Hanshinnerk nimmt seine Amtsmiene an, räuspert sich und spricht, während Alles athemlos seinen Worten lauscht:

Hier komme ich her geschritten,
Hätte ich ein Pferd, so wäre ich geritten,
Nun aber ist mir mein Pferd weggenommen,
Also muß ich zu Fuße kommen.

Damit macht der Vortragende eine Pause und leitet so einen wichtigen Augenblick ein. Bisher hat er den Amtsstab ziemlich nachlässig gehalten und das

---

[1]) Strauß zum Riechen.

[2]) Hübsches Tuch.

Haupt nicht entblößt. Jetzt aber schickt er sich an, den Stab mit der Linken etwas zu heben und auf den Boden zu stoßen und den Hut mit der Rechten abzunehmen, indem er spricht:

Hier setze ich meinen Fuß und Stab,
Und nehme meinen Hut ab.

Je anmuthiger und würdevoller beides geschieht, und je schöner sich während der ferneren Rede die Bänder und Tücher an dem leise bewegten Stabe entfalten, um so „richtiger" versteht der Mann sein Geschäft und um so lauter erklingt am Ende sein Lob. Der Spruch lautet weiter:

Thue sie Alle insgesammt bitten, ein wenig stille zu sein
Und meine Worte rechtzunehmen ein.
Denn ich bin abgefertigt und ausgesandt von zc. zc.
Sie sind Willens, künftigen Donnerstag einen Brautwagen und Hochzeitstag zu halten;
Darum lassen sie durch mich bitten,
Herrn und Frau, Söhne und Töchter,
Knechte und Mägde, Groß und Klein,
So wie sie im Hause zu finden sein.
Noch lassen sie den Herrn bitten, mit einem ausgeschmückten und blanken Reitpferde,
Nochmals läßt der Bräutigam bitten um Söhne und Knechte,
Die Braut um die Töchter und Mägde,
Daß sie möchten kommen
Und ihren Kirchengang zieren und vermehren helfen!
Der Kirchenweg ist wol nicht breit,

Aber doch ziemlich lang;
Darauf wird man hören
Hobojen und Trompetenklang!
Sie machen die Schuhe schwarz,
Die Strümpfe weiß,
Die Schürze bunt,
Die Brüste rund
Und die Haare aufgekrüllt!
Aber, Jungfern und Junggesellen, macht euch nicht gar zu schön,
Damit Braut und Bräutigam nicht zurück thun stehn!
Nach der Kopulazion werden sie sitzen
Und essen und trinken;
Viel Lustbarkeit wird da gegenwärtig sein,
Denn es werden geschlachtet zwanzig fette Ochsen
Und Schafe und Rinder
Auch nicht minder!
Sie werden auch zwei Männer haben,
Einen Jäger áuf der See
Und einen Fischer auf dem Schnee;
Was diese beiden nicht fangen,
Das werden sie aus Bremen und Hamburg lassen langen.
Da werden sie auch bekommen.
Von zwölf Malter Weizen hübsche Butterkuchen;
Pfeifen und Tabak, Bier und Branntwein.
Zwölf Fuder Bier, zwei Faß Wein,
Sechs Fuder Branntwein.
An diesen allen soll kein Mangel sein!
Vierundzwanzig Musikanten sollen spielen fein.
Wenn's mit vierundzwanzig eine Fabel ist,
So seien es acht bis sechs ganz gewiß!
Es wird auch nicht fehlen an Tischen und Stühlen,
Gläsern und Krügen,
Feuer und Licht.

Nochmals thu' ich die Jungfern und Junggesellen warnen,
Nicht miteinander in den Winkeln zu stehen;
Die Winkels sind vergänglich,
Und die schönen Jungfern werden kränklich.
Wer gedenket, Braut und Bräutigam zu werden,
Der muß sich bei Zeiten halten in Ehren!
Zuletzt werde ich bitten für meine Person,
Daß Sie möchten meine Einladung nicht übel nehmen,
Denn ich habe vielweniger gelernt noch studirt;
Denn gestern Abend, als ich wollte studiren,
Da thaten mich die schönen Kranzjungfern verführen;
Da habe ich die ganze Nacht bei gesessen
Und mein Studiren ganz vergessen.
So kommt denn und bleibt nicht aus!
Und macht euch lustig bei dem Schmaus.
Potztausend! ich werde mich noch Eins besinnen,
Ob ich in diesem Hause eine Kranzjungfer finde,
Sie wird wol meiner gedenken
Und mir ein Band an meinen Stab schenken.
Ich hätte bald noch Eins vergessen,
Messer und Gabel nicht zu vergessen!
Und zuletzt den Beutel nicht mit dem Gelde!
Ade!

Damit setzt der Redner seinen Hut wieder auf und von allen Seiten wird Lob und Befriedigung laut.

Ek sege 't jo, sagt die Hausfrau, et geit Niks awer den Hanshinnerk sine Versche un Rimelrîe. Wo he man alle de Wöre herkrigt?

Ja, fügt der Hausherr hinzu, einen Schnaps einschenkend, awer de Kêle werd darbi verdamt dröge!

. . . Sau! nu drink en Lütjen, dat se wêr fuchte werd!

Als das Hochzeitsfest herankam, war der kleine Kristel leidend und die sorgliche Mutter konnte ihr Versprechen nicht erfüllen. Der Vater und Fritz aber machten sich auf den Weg und kamen gerade an, als der Festzug die Kirche verließ.

Natürlich war das ganze Dorf in Bewegung. Ueberall standen Gruppen, die grüßten und bewunderten oder aufmerksam ausspähten, ob irgendwo ein Mangel zu entdecken sei; von allen Seiten ertönten zahlreiche Schüsse zur Begrüßung.

Aber der Zug und namentlich das Brautpaar war auch der Betrachtung werth. So „genau" der Hochzeitsvater sonst war, am „Ehrentage" des einzigen Sohnes durfte es an Nichts fehlen. Und die Eltern der Braut hatten auch das Möglichste aufgeboten, um nicht zurückzustehen.

Besonders hervorstechend waren die großen silbernen funkelnagelneuen Schuhschnallen, welche Braut und Bräutigam trugen, und die mit ihren kunstvollen Ecken und Buckeln beim Fortschreiten weithin erglänzten. Es war zwar schon damals die Zeit, wo die Schuhschnallen mehr und mehr abkamen; allein Heinrich's Vater war damit gar nicht einverstanden. Er hielt streng auf

alte Bräuche, trug selber fortwährend messingene Schuhschnallen und bewahrte seine eigenen Bräutigamsschnallen wohlgeputzt und mit großer Sorgfalt auf, um bei festlichen Gelegenheiten davon Gebrauch zu machen. Als der Sohn auf einige Neuerungen abzielte und anspielte und dies durch Ersparung der kostspieligen Schnallen 2c. zu erleichtern dachte, stieß er sofort auf den entschiedensten Widerstand. Der Hochzeitsrock, dies „Ehrenkleid für's ganze Leben," ward genau wie der des Vaters angefertigt, mit kurzen, breiten Schößen, Klappentaschen an den Seiten, niedrigem, stehendem Kragen und zahlreichen großen übersponnenen Knöpfen aller Orten. Niks dar, Hinnerk! sagte der Alte, als er des Sohnes Wünsche vernahm; In den pâr Dagen vör de Hochtîd mot nig e spârt weren; awer na de Hochtîd spare du man jümmertau!

In gleichem Sinne war auch die zwei- bis dreitägige Festlichkeit vorbereitet: für Essen und Trinken und Musik ward auf's reichlichste gesorgt.

Sehr stattlich nahm sich die Braut aus. Ihre hohe, feste Gestalt ward durch den aufstrebenden Kranz von Blumen und allerlei Flitterwerk noch ansehnlicher, so daß sie zwischen den ähnlich geschmückten, aber kleineren Brautjungfern wie eine wahre Festkönigin

einherschritt und die erwiesenen Aufmerksamkeiten als gebührende Huldigungen empfing.

Gleichwol hatte Fritz allerlei auszusetzen. Daheim, meinte er, sei doch Vieles noch schöner: Der Kranz sei höher, der Schmuck der Glasperlen reicher, der ganze Aufputz heiterer; die dortigen Upflîherschen [1]) müßten ihre Sache doch wol besser verstehen, als die hiesigen. Und vor Allem spräche der Hochzeitsbitter bei ihnen einen noch schöneren Spruch.

So viele Unterschiede Fritz nun auch in den Bräuchen auf beiden Seiten des Berges bemerkte, hinsichtlich des „Beutels mit dem Gelde" waren sie völlig gleich. Sein Vater wollte zwar versuchen, eine „Gifte" abzuwenden, allein alle Mühe war vergebens. Wo denkst du hen, Kristjân! rief der Bruder fast zornig. Ek hebbe mîn Lewe mêr as annerthalf hunnert Daler sau Schandenhalwer betalen most, nu wil'k ôk minen Schaën etwas wêr nakomen!

Zu einer gewissen Zeit wurde der Tanz unterbrochen, ein großer Tisch in die Mitte des Flurs ge-

---

[1]) Schmückerinnen, Aufputzerinnen. Das Upflihen der Bräute und Brautjungfern, zum Theil auch junger Gevatterinnen, mit hohen Blumen- und Glasperlenkränzen ist oder war vielerorts eine Art Dorfkunst.

rückt, eine geräumige Schüssel darauf gestellt, Papier und Feder zurechtgelegt und der Küster, der zu den Frifreters[1]) gehörte, gebeten, das „Anschreiben" zu übernehmen.

Nun bildeten sich Gruppen und Geflüster: Wo vêl gifst du? . . . Ja, wat meinst du? . . . Nu, regelêr möt wi gewen, awer ôk nig tau vêl! . . . Ek denke, sau'n Daler oder annerthalf! . . . Na, denn ek ôk!

So ward allmälig die Schüssel gefüllt; und Kordhinnerk freute sich innig, daß er nun doch nicht allzusehr „zu Kurz gekommen sei."

Aber Fritz blieb unzufrieden und er ward es noch mehr, als folgenden Tages eine andere Trauung Statt fand und er bis in die Kirche mit vorgedrungen war.

Ja, Vatter, klagte er diesem, als er zurückkam, dat was jo gar neine Hochtîd un neine orrentlige Brût! de har jo'n schwarte Müssen uppe, neinen Kranz. Un regelere Kranzjumfern wören'r ôk nig. Wat is den dat för'n Wark, Vatter?

O, mîn Junge, dat is bi Einigen hîr sau Mode; awer et is en schlechte Mode.

---

[1]) Freifresser, die Nichts zahlen.

Ja, dat is't!

Auf dem Heimwege ging Fritz gedankenvoll neben dem Vater her und sagte endlich: Ek löwe, Vatter, met der Brût âne Kranz ... dat mot nog wat ganz Besonners te bedüen hebben.

Gefält di den en Brût met en Kranze beter? fragte der Vater lächelnd und ablenkend.

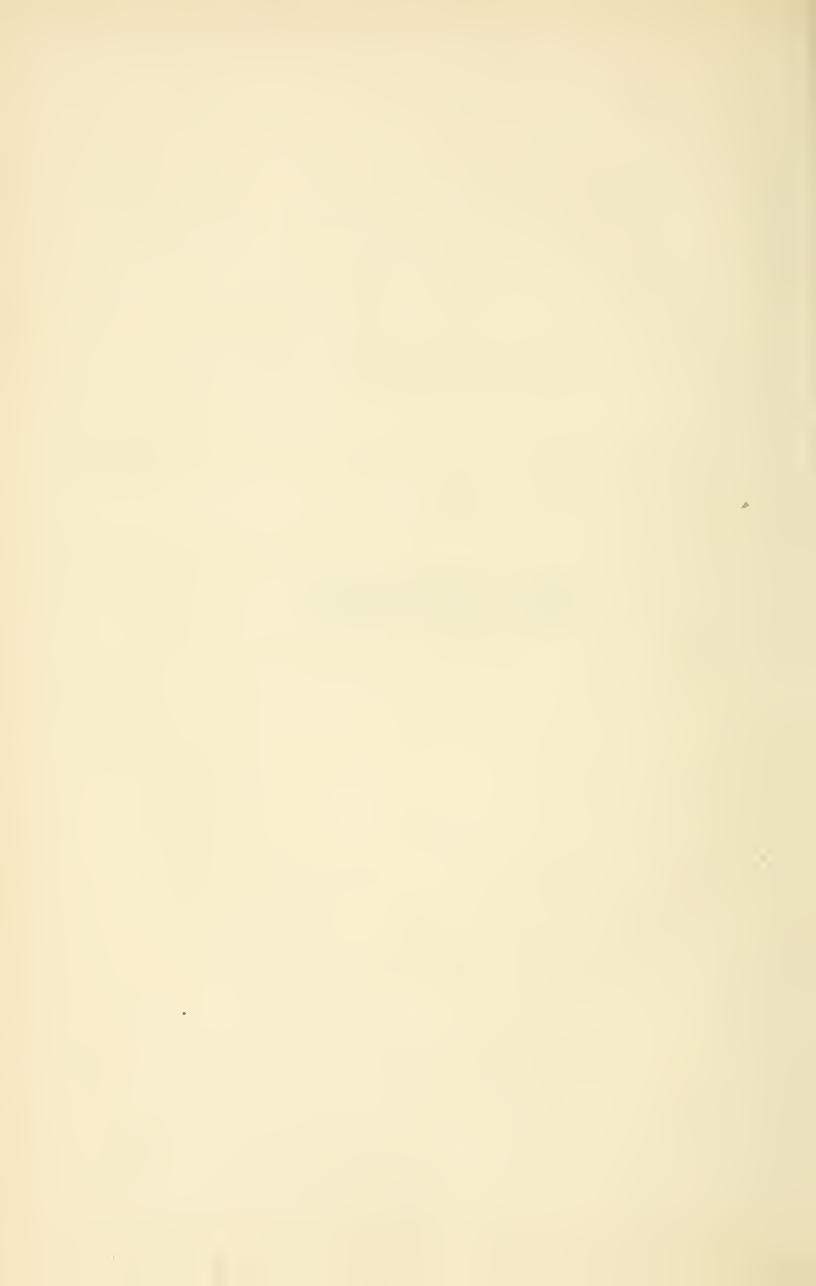
Ja, Vatter, vêl beter!

Mi ôk, mîn Junge!



III.

Die Hausrichtung.



Die Hausrichtung.

Mederatschon un Dederatschon, Kunrad, wat het dat? wat bedüt dat?[1])

Mit diesen Worten trat der Zimmermann Ludwig Büthe höchst aufgeregt und eilfertig in das Zimmer, wo der Ackerwirth und Branntweinsbrenner Konrad Husemann eben seinen Morgenkaffe trank und gerade überlegte, ob er noch ein Stück Kandiszucker mehr nehmen sollte oder nicht. Das Zuckernehmen zum Kaffe war damals unter den Landleuten noch wenig üblich; auch Husemann gestattete sich diesen Genuß, wie er meinte, nur ausnahmsweise und betrachtete ihn gewissermaßen als sein hausherrliches Vorrecht. In Wahrheit aber wurde bei ihm die Ausnahme meist zur Regel, und auf der andern Seite wußten Gattin und Töchter es mit großer Klugheit so einzurichten,

---

[1]) Was heißt das? Was bedeutet das?

daß sie ebenfalls ihren Zucker hatten, wenn auch in mehr versteckter Weise. Sobald nun Husemann des Morgens zum Kaffetrinken sich anschickte, trat er höchst bedächtig an einen sorgfältig verschlossenen Wandschrank, holte die Zuckerdüte hervor und nahm ein kleines Stück heraus und zwar als sparsamer Mann ein sehr kleines; allein, da mit dem Genusse das Verlangen nach Süßigkeit sich zu steigern pflegte, so entstand später nicht selten ein stiller Kampf zwischen Sparsamkeit und Genußsucht, der meist zu Gunsten — der letztern endigte, während bei den Frauen ein Streit überhaupt nicht vorkam. Dies Mal bewahrte der Eintritt des Zimmermanns die Sparsamkeit vor dem Unterliegen.

Wat de Düwel hest du, Ludewig? du kikst jo ût as'n vergrelt Puterhahn!

Dâr is wat te kiken, erwiderte Büthe! De Kêrl gaf mi de Reknungen trügge un säe darbie: Mederatschon un Dederatschon, un nu schal ek weiniger Geld hebben; de Satan mag weten, wat dat te bedüen het!

Husemann wußte auch nicht gleich einen Vers darauf zu machen. Aber eingestehen mochte er das nicht. Er war doch Branntweinsbrenner, hatte den größten Hof im Dorfe, war überhaupt der Erste nach dem Pastor und dem Küster — wenigstens hielt er

sich selbst dafür — und mußte also auch das Meiste wissen. Er gab sich daher den Anschein, als erkenne er recht gut, warum sichs handle, wolle aber nur nicht gleich mit der Sprache heraus. Er stand bedächtig auf, zwinkerte mit den Augen, spuckte aus, klopfte auf der Fensterbankkante die Asche aus der Pfeife, begann auf's neue zu stopfen, und sagte:

Vadder, hest du velligte en Stük Holt up'n Schwanz kloppet?

Eigentlich pflegte er den „Gevatter" Büthe nicht gern so zu nennen; dazu war ihm der Zimmermann doch „wat minne". Allein so unter vier Augen und namentlich in einem Augenblicke, wo er sich selber nicht recht sicher auf den Füßen fühlte, that er ein Uebriges.

Küratschon un de Düwel! rief Büthe; Stük Holt! . . . Knappe en pâr Dragt Spöne sind'r bi afefallen!

Den wise mi eis de Reknunge! sagte Husemann.

Der Zimmermann griff unter das Schurzfell und zog einige Papiere hervor, während Husemann eine große Hornbrille aufsetzte, die neugestopfte Pfeife anbrannte und darauf langsam zu lesen begann, bis er an die Worte kam: „Moderatione et deductione f."[1])

---

[1]) Nach geschehener Ermäßigung und Abziehung.

und dann fand, daß die Summe der Rechnung um mehrere Thaler verringert worden war.

Dieser letzte Umstand half ihm auf die Sprünge. Er nahm die Brille ab, blickte den Zimmermann scharf an und sagte mit Nachdruck: Moderatione, dederatione . . . dacht' ek't dog! Het'n de Düwel wêr verfeuert, met'n lütjen Tolstok te meten un met groter Kride anteschriwen![1])

Der Zimmermann war nicht wenig erstaunt über die Gelehrsamkeit des Gevattersmannes, sagte aber nichts Weiteres, als daß er seinem Herzen durch eine Reihe der kernigsten Flüche und Verwünschungen Luft machte: de vermukte ôle brêtschnutige Hallunke van Bumester! ek wolle, dat dem Satan dat Mûl tauwösse![2]) Hädd' ek man den ganzen verdamten Bû gar nig e kregen! ek wolle dat er dusend Millionen Schok Tunnen Kreuz Donnerwêr . . .

Na lât't gau sîn, Vadder! 't felt er dog'n regelêr Stük Geld bi af! . . . Awer make't bi Denker's Schüne nig eben sau! . . . Wo wît sin ji den? Kan't bolle lôs gân?

---

[1]) Mit einem kleinen Zollstock zu messen und mit großer Kreide anzuschreiben.

[2]) Das Maul zuwüchse. An einigen Orten lautet die Verwünschung so derb, daß sie nicht wol übersetzbar ist.

Ek denke, taukumen Weken, Dönnerdag oder Fridag, wil wi richten. Düsserdage werd Denker's Hinnerk wol komen un jue Hülpe ansprêken; hei het al faken[1]) segt, juë Arnd möst' er bi e wesen, un't Anornêren[2]) un Kummedêren . . .

Ja, ja, dat weit ek al, fiel Husemann ein, dat wel mi wol taufallen . . .

Der Zimmermann kam in starke Versuchung zu sagen, daß dies eigentlich durchaus nicht nothwendig sei; allein er hatte heute wieder einen so sprechenden Beweis von den großen sonstigen Fähigkeiten Husemann's bekommen, daß er sich überwand und bloß für sich hinsagte oder dachte: man mot 'm den Spleten te gaue holen!

Husemann, der im Uebrigen ein trefflicher und tüchtiger Mann war, hatte sich nämlich seit langer Zeit in den Kopf gesetzt, daß Niemand das „Anordnen" und „Befehlen" so gut verstehe wie er, und daß namentlich eine Hausrichtung von einiger Bedeutung ohne seine Mitwirkung gar nicht vor sich gehen könne. Het reîhte Kummederen pflegte er zu sagen, is de halwe Arbeit! Und wunderlicher Weise wurde diese

---

[1]) Oft.

[2]) Anordnen.

Selbstüberzeugung von vielen Anderen getheilt; und Diejenigen, welche sie nicht theilten, würden doch den alten Husemann sehr ungern bei der Sache vermißt haben. War auch sein Kommando nicht immer richtig, wie Manche behaupteten, oder war es wol gar geradezu verkehrt, wie die losesten Mäuler sich zuflüsterten, so befand doch Eins sich stets in der tadellosesten Ordnung, sein Commandostab, die — Branntweinsflasche! Bei wichtigen Dingen, pflegte er zu sagen, is Tweierlei nig genaug te beachten: man mot de Sake erst beschlapen, oder, wenn dat nig angeit, erst en Lütjen drinken, un dabie awerleggen.

In seinem eigenen Hause war die „Branntweinskammer" der wichtigste Ort, gleichsam das Allerheiligste, zu dem nicht leicht Jemand Zutritt erhielt, außer in seinem Geleit, und zu dem er den Schlüssel fortwährend bei sich trug. Dort lagerten nicht blos die Branntweinsfässer, dort stand auch der Geldschrank, der Zuckerkasten, der Honigtopf u. A.; dort glänzten vor allen Dingen die Likörflaschen, die „Pullen mit Angesetztem" und zwar in den verlockensten Farben, wie „Kirschen", „Wachholder", „Calmus", „Kümmel", „Pommeranzen" u. s. w.

Natürlich sah Husemann auch bei seinen Freunden und Bekannten darauf, daß sie, wenn auch gerade

keine Branntweinskammer, doch wenigstens einen wolbesetzten Branntweinsschrank hatten. Es gehörte das nach seiner Meinung zu einem tüchtigen Hauswesen. Nichts lag ihm aber ferner, als Unmäßigkeit oder gar Völlerei; dergleichen stand schon mit seiner großen Sparsamkeit und Ordnungsliebe im Widerspruche; aber wen 't stramme hergeit oder bi besondern Vorfällen mot'n wat Richtiges inteschenken hebben, behauptete er, süs[1]) is't Hundsfötterie!

Am zufriedensten war er in dieser Hinsicht mit seinem Freunde und Gevatter Denker's Hinnerk, derzeit Bürgermeister des Orts. Der hatte ebenfalls eine rechtschaffene Branntweinskammer, was um so höher zu schätzen war, als er selber keine Brennerei betrieb, sondern seinen Bedarf vom Gevatter Husemann bezog. Eigentlich hieß der Mann Heinrich Peek; da aber sein Hof seit unendlichen Zeiten Denker's Stêe oder Denker's Stelle genannt wurde, so sagte alle Welt nicht anders als Denker's Hinnerk.

Mitunter hatte zwischen den beiden Freunden eine gewisse Eifersucht bestanden. In der Jugend wollte Jeder von Ihnen der Stärkste sein. Dann hatten beide nach Fritzen Grêtlische[2]) „gefreit", bis Hein=

[1]) Sonst.

[2]) Margaretha=Elisabeth.

rich den Sieg davon trug. Später waren sie sich bei den Bürgermeisterwahlen in die Quere gekommen rc. Indessen hatte schließlich Alles dadurch den besten Ausgleich gefunden, daß Konrad die Bürgermeisterei dem Freunde überließ und dieser Husemann's Uebergewicht im Anorneren und Kummederen anerkannte. Nur in einem Punkte konnten sie auch später noch in Streit gerathen, nämlich darüber, wer von ihnen den besten „Pommeranzen" anzusetzen verstehe. Dagegen waren sie in einer andern Sache seit Jahren völlig einig: der Gevatterschaft sollte noch eine Verschwägerung hinzutreten.

Husemann hatte einen einzigen Sohn Arnd, der also der Anerbe des ersten Hofes im Orte war, Heinrich eine einzige Tochter, Namens Christine, die als die reichste Erbin und zugleich als das schönste Mädchen weit und breit betrachtet wurde. Es lag daher nahe, daß die beiden Väter eine Heirath zwischen ihren Kindern wünschten.

Zwar hatte sich Heinrich nach dem frühen Tode von Christinen's Mutter wieder verheirathet; allein es schien nicht, als wenn ihm noch der langersehnte Anerbe geboren werden sollte. Die zweite Gattin war wol noch jung, und er selbst konnte, wie Husemann

es ausdrückte, nog verdüwelt krusemirig[1]) ût den Ogen kiken; aber es war doch schon eine ganze Reihe von Jahren vergebens gehofft worden. Allein wenn auch die Hoffnung noch in Erfüllung gehen sollte, so hatte Christine dennoch eine so bedeutende Mitgift zu erwarten, daß sie immer eine höchst willkommene Schwiegertochter blieb.

Eine Zeit lang schien es fast, als werde der Wunsch der beiden Alten in Erfüllung gehen; wenigstens hätte Arnd wol keine Einwendung erhoben. Dann aber trat bei Christinen mehr ein Abwenden als Hinneigen hervor, und wenn Husemann den lieben Gevatter drängte, die Sache zu fördern, so wußte dieser in der Regel nichts Besseres zu erwidern, als zur Geduld zu ermahnen. Met Gewalt is da niks te maken Kunrad, sagte er kopfschüttelnd, wi mötet't aflueren! De Deren het en Kop, just asse öre selige Meume, de Grêtlische. Du hest se jo e kent. En kapetale Wîf! awer'n Kop asse'n eiken Bred! Wen de nig wolle, sau was er neine like Fôr me' te pleugen.[2]).

Diese Versicherung war um so bezeichnender, als Heinrich selber ein höchst eigenwilliger und starrköpfiger

[1]) Munter, lebhaft, unternehmend, selbstbewußt 2c.
[2]) So war keine gerade Furche mit ihr zu pflügen.

Mann war, der sein Dorfregiment mit gewaltiger Strenge zu führen wußte.

Als der Tag der Scheunenrichtung herannahte, nahm Husemann schon Abend zuvor den Bauplatz in Augenschein und überlegte, wo er Alles am Besten werde übersehen können. Am Morgen jedoch ließ er „etwas auf sich lauern.“ Er gefiel sich in dem Gedanken, daß man ihn und seine Anordnungen vermissen werde, trank erst gemächlich seinen Kaffe, nahm ein Stückchen Zucker mehr als gewöhnlich, zog sich halbsonntäglich an — blaue Tuchbeinkleider mit Knieschnallen, ein gleichfarbiges langes Kaput[1]) mit großen übersponnenen Knöpfen, eine dunkle, weißgeränderte Zipfelmütze rc. — und schritt dann mit einer kurzen Pfeife im Munde voll strammer Würde langsam über die Straße, so daß die benachbarten Weiber sagten: Et is Husemann's Kunrad!

Als er auf dem Bauplatze ankam, war das Tagewerk schon ein gut Stück vorgeschritten. Husemann grüßte, sah Alles kurz an, nickte seinen Beifall, holte dann eine Pulle ordinêren Kôren herbei, nahm seinen Standpunkt ein und rief: Na, Kinners, 't is wol Tîd, dat wi erst en Lütjen drinket!

---

[1]) Kamisol, oder kurze, fast bis auf die Hüfte reichende Jacke.

Ein allgemeines Juchhe war die Antwort; Jeder trat heran und leerte das wieder und wieder gefüllte Glas in einem schwungvollen Zuge oder auch in kurzen Absätzen oder mit bedächtiger Langsamkeit, je nach Neigung und Gewohnheit. Den Ersten trank Husemann gewöhnlich zu, indem er selber ein wenig nippte, und dabei prôst! oder pröstjen! sagte; immer aber hatte er eine freundliche Bemerkung oder ein Scherzwort, zuweilen etwas derber Art, in Bereitschaft.

Nur Einer meldete sich nicht zum Trinken. Es war dies ein schmächtiger, blasser Knabe von etwa fünfzehn Jahren, der sich durch das Herbeitragen und Vertheilen von Nägeln rc. nützlich zu machen suchte.

Als Husemann die Zurückhaltung des Jungen bemerkte, rief er ihn an: Na, Kröpel-Hans, wut du nig ôk en Drüppen[1])?

Der Knabe schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

Awat![2]) rief Husemann, dat Schüddeköppen[3]) gift neine Kraft! Wen du mêe helpest, sau most du ôk mêe drinken!

Ne, Vadder Husemann, sagte nun Hans, ek mag Brennewîn nig ruken![4]) Als er aber bemerkte,

---

[1]) Willst Du nicht auch einen Tropfen?

[2]) Ach was!

[3]) Kopfschütteln.

[4]) Riechen.

daß dies Geständniß einen sehr übeln Eindruck hervorbrachte, setzte er klug hinzu: Awer et was gaud Vadder, dat ji keimen! et geit dog glîk ganz anners! . . .

Das gefiel denn dem alten Gevatter gar sehr, so sehr, daß er den Jungen von nun an als eine Art Adjutanten betrachtete, der ihm namentlich die Pfeife wieder in Brand setzen mußte, wenn diese im Eifer des „Kommandirens" ausgegangen war.

Hans war ein verwaiseter Halbbrudersſohn des Hausherrn, der das Kind früh zu sich genommen hatte und bei sich aufwachsen ließ. Er hatte aber keine rechte Freude an dem Jungen. Nicht, als ob dieser bösartig oder unfolgsam und ungeschickt gewesen wäre; im Gegentheil, Jedermann war in dieser Hinsicht sehr zufrieden mit dem Knaben; allein er blieb schwächlich und kränklich oder, wie man es ausdrückte, er senĕrte un kwînte schon seit Jahren, und Niemand im Hause traute ihm noch ein längeres Leben zu. Das aber konnte der Oheim, dem stramme Körperkraft über Alles ging, auf die Dauer nur schwer ertragen. Gesund oder todt, dachte er; das ewige Kränkeln sei ja schauderhaft! Und der arme Junge bekam noch den Beinamen Kröpel dazu. Eine Zeit lang wurden erhebliche Summen für allerlei Curen angewendet; als die aber nicht

anschlugen, wandte man sich von den „Dokters“ zu den Schäfern und klugen Frauen und ließ endlich der Sache einfach ihren Lauf.

Ein besonderes Interesse nahm der Prediger des Orts an dem Knaben. So oft er mit einer alten Schwester, die der Frau Bürgermeisterin sehr zugethan war, einen Besuch auf „Denker's Hofe“ abstattete, fragte er nach dem Hans.

Herr Pestôr! antwortete dann gewöhnlich der Dorfhäuptling, 't is niks met dem Jungen! Er is ganz aus die Art geschlagen!

Sie sollten den Hans eigentlich an Kindes Statt annehmen, sagte der Pastor einst, da Sie der liebe Gott doch nicht mit Söhnen gesegnet hat, so stürbe Ihr Stamm nicht aus, und . . .

Ihr Wort in Ehren, Herr Pestôr! unterbrach ihn Heinrich, Ihr Wort in Ehren! awer aus dem Kröpel werd mîn Lewe nein regelêr Stammhalter! Nümmermêr!

O, meinte der Pastor, der kann schon noch gesund werden! . . . Was wenden Sie denn jetzt für Mittel an?

Mittel? Ja, was soll man da Großens anwenden? Der Junge will jo nig!

Will nicht? wie so?

Ja, denken Se man! Die Dokters hatten ihm doch Grause[1]) von Rêlken[2]) un Warmken[3]) zu trinken verordnet, un da man nun in Harwest- un Winterti'n neine Grause machen kann, so hatte ich mit Vadder Husemann awerlegt, daß wir ihm eine echte Pulle met Warmken un Rêlken ansetzten; aber meinen Se, der infamigte Bengel hätt's trinken wollen? Ne, neinen Brannewîn un sau wat! awer na Zukker un Honnig, da likkemület[4]) hei na!

Das war ganz recht von dem Hans, fiel da die Schwester des Pastors ein; schämen Sie sich, Herr Bürgermeister, den Knaben zum Branntweintrinken zu verleiten! und gar Wermuth! . . .

Verleiten? . . . Ihr Wort in Ehren, Mamsell Pestôr! und Wermuth . . . ich kann Sie sagen, so'n Gläsken Warmken . . . wenn man zum Exempel so das Kwuddern im Leibe hat, so is so'n Gläsken Warmken sehr gut; und dann sollte Hans ja auch noch Hundefett dazu nehmen . . .

Ach, geh'n Sie mir mit solchem Zeug! rief em=

---

[1]) Ausgepreßter Saft.

[2]) Schafgarbe, Schafrippen.

[3]) Wermuth.

[4]) Ist schwer zu übersetzen; etwa: nach Etwas ein Lecke=mäulchen machen.

pört das alte Fräulein und lief davon, und der Bruder folgte ihr mit den sanften Worten: So ganz Unrecht hat meine Schwester nicht, mein lieber Herr Bürgermeister!

Heinrich sah ihnen verwundert nach und schüttelte das Haupt; aber Hans wurde nun doch nicht weiter mit Branntwein gequält, und als bei der Hausrichtung Husemann wiederholt versicherte, der Hans sei ja ein ganz anstelliger Junge, bekam auch der Oheim eine bessere Meinung von dem Neffen.

Hans mußte dem neuen Gönner schon zum dritten Male eine Kohle holen, um die erloschene Pfeife wieder in Brand zu setzen, so eifrig hatte sich Husemann seiner Aufgabe gewidmet. Er fühlte sich dazu um so mehr verpflichtet, als ihm einer der Zimmerleute, welcher sehr abergläubisch war, mit allerlei Zeichen und Besorgnissen aufgeregt und angesteckt hatte. Der Mann hieß Fricke, ward aber gewöhnlich Hinkebein oder Kulentrêer[1]) genannt, weil er in der Jugend zu Fall gekommen war und davon ein verkürztes, nach außen stehendes Bein behalten hatte.

Ji kônt't man löwen, Husemann, versicherte er, et passêrt vandage nog wat! mi is ganz wunnerlig

---

[1]) In-die-Grube-Treter.

te Sinne! Un asse'k vermorgen mine Eksen[1]) nemen wolle, do hat er'n grote Spinne uppe!

Ja wat scholl' er denn passêren, wenn wi alle orrentlig uppasset? fragte Husemann.

En Unglükke, Husemann, en Unglükke! Knappe was ek vermorgen achter'n Höwen[2]), do leip en swarte Bolze[3]) awer'n Weg, un glik darup kam en old Wîf, dat mi glûpsch ankêk. Nu is mi'n ganzen Dag sau selzen te Maue![4])

Hinkebein, du bist nig klauk! rief Husemann; ek löwe, du denkst up sükke Wise nog en Extra-Drüppen te krigen! awer darût werd Niks! Ek mot seihn, dat ji alle orrentlig bi Verstanne bliwet.

Ach, min leiwe Vadder, wenn ji sau'n Drüppen Wachollern oder Walnot för mi herren! . . .

Niks dar, Hinkebein, Na Middag kumt Kalmus, da kriegst du einen, ôk wol twei. Aber nu an dinen Platz! süh' just geit et an de Balken! . . . Ah, upgepasset, Lüe! Nog en Strik, Diderich, et könne rîten! . . . De Forke[5]) is te kort, Hans-

---

[1]) Axt.

[2]) Hinter den Höfen.

[3]) Kater.

[4]) Seltsam zu Muthe.

[5]) Heugabel.

hinnerk, nim den Füernaken! . . . En bêtjen mêr na rechts, Krischân! . . .

So ging's fort was das Zeug halten wollte, bis die Mittagszeit herankam. Dann setzte man sich zu Tisch, der Großknecht sprach das Vaterunser und noch ein kleines Gebet:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Und segne, was Du uns bescheeret hast!

Und Jeder griff nun mit demselben Eifer zum Löffel, wie vorher zum Handwerkszeug.

Nach dem Essen ward wiederum gebetet:

Danket dem Herrn! denn er ist freundlich und seine Güte währt ewiglich, Amen!

Wir danken, Gott, für alle Gaben,
Die wir von Dir empfangen haben, Amen!

Nu, Kinners, latet ösch 'ne halwe Stunne dâl bukken[1]), un den wêr an de Arbeit! sagte Husemann und nahm selber den Faulstuhl in Beschlag. Doch vergaß er nicht, zuvor Christinen einzuknüpfen, ihn pünktlich zu wecken. Vergit et jo nig, mîn Deren! de Spare[2]) werd uppebrocht un darbi darf ek nig fêlen!

Christine versprach es hoch und theuer, und hätte es doch beinahe vergessen. Als sie beim Aufwaschen

[1]) Zum Mittagsschlaf sich niederlegen.
[2]) Sparren.

war, kam Mäker's Dietrich dazu, um sich die Pfeife anzustecken; und als sie ihm die Feuerzange reichte, faßte er nicht bloß diese, sondern auch ihre Finger, und das führte zu einem so langen und lebhaften Gespräche, daß der Schläfer richtig vergessen worden wäre, wenn nicht eine zufällige Störung an ihn erinnert hätte.

Husemann konnte nicht umhin, der künftigen Schwiegertochter mit dem Finger zu drohen; aber es war „nicht böse gemeint." Dann eilte er an seinen Platz; und zwar jetzt mit der Kalmuspulle.

Vörsichtig, Kinners! rief er. Upgepast Hinnerk! . . . Nog en Strik! . . . De Schlinge is te lütj, Kunrad! . . . Arnd, strammer angehâlt! . . .

Dabei winkte er unaufhörlich mit der kleinen Pfeife und kam so in Eifer, daß ihm unversehens die Kalmusflasche entglitt, auf einen Stein fiel und krachend in Stücke ging.

Oweih de Kalmus! schrie Hinkebein.

Sei's nun, daß auch Andere aufsahen und nicht gehörig mehr bei der Sache waren, oder mochte ein sonstiger Mißstand obwalten, kurz, es erfolgte ein schwerer Sturz, der Zimmermeister rief: mîn Bein! mîn Bein! und Mäker's Dietrich lag blutüberströmt und besinnungslos am Boden.

Der Schrecken und die Verwirrung war grenzenlos. Husemann vergaß alles Kummederen, und dem Bauherrn ging's kaum besser. Das Anordnen schien auf ganz andere Personen übergegangen zu sein.

Nim dat beste Pêrd, rief Hans dem Knechte zu, un jage wat du kanst na de Stad un hale den Dokter!

Von einer andern Seite stürzte Christine herbei und übernahm die Leitung. Sie hatte vom Fenster aus, von einem Rosenstocke verdeckt, Alles mit angesehen. Als sie den Dietrich fallen sah, sank sie selbst, wie mitgetroffen in die Knie; aber nur einen Augenblick! Dann sprang sie fort, tauchte Handtücher in kaltes Wasser, legte sie auf die Wunden und forderte die Umstehenden auf, den Verunglückten in's Haus, in die nächste Kammer zu tragen.

Nu mot de Dokter hâlt[1]) wêren, rief sie.

De Knecht is al wege[2]), erwiderte Hans.

Dat was gaud van di, Hans! awer't duert lange êr'he kumt. Lôp na de ole Büth'sche, se schölle dog glîk komen, ümm't Blaud te stillen!

Die „alte Büth'sche“ war eine kluge, „künnige“

[1]) Geholt.
[2]) Schon fort.

Frau, die Ehegenossin des Zimmermeisters Büthe, der sie auf seiner Wanderung kennen gelernt und später heimgeführt hatte. Ihr Vater war Unterförster am Harz gewesen, ihre Mutter eine geborene Mecklenburgerin. Von Beiden hatte sie allerlei Fertigkeiten und Hausmittel erlernt, auch „Sympathien" und andere seltsame Dinge, vor Allem aber einen unerschöpflichen Vorrath von Putzen,[1]) Sprüchwörtern und eigenthümlichen Redensarten, zum Theil sehr derber Art, welche sie sämmtlich nach Zeit und Gelegenheit gut zu verwenden wußte.

Na, Kröpel, rief sie dem heranstürmenden Hans entgegen, wat it er lôs? du hachpachest ja ass'en Blasebalg[2]).

O, Mutter Büth'sche, et is schreklig! Komet glîk mêe! ji mötet dat Blaud bespreken, segt Stinchen.

Das neuere und feinere „Mutter" klang der alten Frau gut in die Ohren; sie antwortete deshalb auch freundlicher als gewöhnlich: Ile met Wîle, Kröpeling! Erst dau't Mûl up, Bengel, un vertelle! Blöt 't stark?

---

[1]) Schnurren.

[2]) Schnell und heftig athmen.

Ja, 't löpt man sau piperlings de Dünnegge[1]) hendal.

Un Schriet he, bölket[2]) he stark?

Ne, gâr nig! hei ligt, asse dôd.

Sau, sau, dat is slim! . . .

Als die Beiden in der Bürgermeisterei ankamen, ward eben der Zimmermeister vom Hofe getragen, um nach seiner Wohnung gebracht zu werden. Die Ehehälfte ließ sich aber dadurch nicht abhalten, erst nach Dietrich zu sehen. Ek hör't wol, de Kêrl kan nog bölken, sagte sie, Unkrut vergeit nig!

O, Mutter Büth'sche, rief ihr Christine entgegen, helpet, bespreket dat Blaud! hei sterft süs!

Dat sterft sek nig sau ligte, mîn Dêren!

Jung Blaud
Hölt lange gaud!

Um Gottes willen helpet! maket'n dog wêr lebendig!

Kind, wen he dode is, kan ek'n nig wêr lebendig maken. — „Dat woll' en schwâr Stük Arbeit sîn, säe de Bok, do schöll' he lammen" — awer Stining, min Dochting, wês man nig bange, hei lewet jo nog!

---

[1]) Schläfe.
[2]) Schreit.

Es war sonderbar, die Frau hatte wol hundert Male alles Ernstes versichert, daß sie das Bluten stillen könne; jetzt aber, da schnelle Hilfe sehr nöthig war, hatte es fast den Anschein, als scheue sie vor ihrer Kunst zurück. Indessen Christine sowol, wie die inzwischen herbeigeholten Schwestern Dietrich's ließen nicht nach; das Beuten oder Besprechen mußte geschehen.

Frau Büthe schickte also alle Mannsleute fort, nahm aus dem Bettstroh einen Halm, schnitt denselben über einem Gliedknopfe ab, und eben so etwa zwei Finger breit darunter, machte in das Stück unter dem Knopfe eine Kreuzspalte bis auf den Knopf, zog die vier Theile auseinander und hielt sie auf die Hauptblutstelle, indem sie leise die Beschwörungsworte aussprach, von denen sie aber fast Nichts als die Schlußformel: „im Namen Gottes, des Vaters" rc. vernehmen ließ. Dann ging sie schweigend hinaus und Niemand durfte ihr folgen; auch erfuhr Niemand, was mit dem Strohstück geschah . . .

Als nach geraumer Zeit der Arzt eintraf und den Kranken untersuchte, erklärte er dessen Zustand für sehr bedenklich. Die angeregte Ueberführung desselben in das elterliche Haus untersagte er unbedingt und empfahl die höchste Ruhe.

Das klang denn nicht sehr angenehm für den Bürgermeister. Zwar dachte er nicht entfernt daran, daß sich zwischen dem Kranken und seiner Tochter ein Liebesverhältniß anspinnen werde — an so etwas konnte man ja gar nicht denken, denn Dietrich war nur einer der nachgeborenen Söhne eines kleinen Hofbesitzers und somit nicht viel mehr als ein armer Teufel. Aber Wochen lang einen Schwerkranken, vielleicht einen Sterbenden im Hause zu haben, und dabei den unvollendeten Bau stets vor Augen — es war zum „Tollwerden" . . . Wenn sich noch Einer gefunden hätte, das Werk fortzuführen! Aber der Einzige, der es gekonnt hätte, Frikke, steckte voll abergläubischer Scheu. Nig för'n Anker Kalmus! rief er, da mot erst en Gewitter awerhentein! . . .

Dietrich lag lange Zeit bewußtlos. Als Fieber eintrat, wurde die alte Büth'sche wieder zu Hilfe gerufen, welche dies Mal mit einem Ekkerndop [1]) ihren Hokuspokus machte:

Ekkern ût'n Doppe!
Feiwer ût'n Koppe! etc.

Bâtet' [2]) nig, sau schad't't nig! dachte Christine.

Endlich traten Zeichen der Besserung ein. Eines

---

[1]) Eichelhülse.
[2]) Hilft's nicht.

Abends war die eine Schwester Dietrich's fortgegangen, die andere noch nicht eingetroffen. Christine saß in der Nähe und strickte.

Wie der Kranke wol aussieht? dachte sie und schob den Krüselhaken [1]) so, daß sie das bleiche Gesicht einen Augenblick näher betrachten konnte. Da schien es ihr, als ob die Lippen sich bewegten . . .

Ob he drömt? dachte sie; wat he wol segt? Ob he baset? [2]) Sie schob das Licht wieder zurück und hielt das Ohr dicht an die Lippen.

„Stînchen“ . . . Sie schrak zurück.

Auf einmal schlug der Kranke die Augen auf und sah sie starr an . . .

Du, Stînchen? rief er.

Stille, Diderich! du most dek ganz stille holen, segt de Dokter, ganz stille!

Awer, wo kumst du her, Stina?

Stille, Diderich! du bist jo bi ösch, in miner Kamer! . . .

Aber kaum waren die Worte heraus, so stockte sie, ward blutroth und wäre gern davon gelaufen . . .

---

[1]) Eine drehbare Vorrichtung zum Tragen einer Hängelampe.

[2]) Irre redet?

Allein, verlassen durfte sie den Kranken doch nicht! und sie fühlte sich ja auch so glücklich, so zufrieden!...

Sie sank in die Knie und betete.

Dietrich suchte nach ihrer Hand. Sie gab sie ihm, damit er sich nur still verhalten solle.

O Stînchen!

Stille, Diderich! ek weit al, wat du seggen wut! Most awer ganz stille wesen, segt de Dokter.

Ja, Stînchen, bist du mi den gaud?

O al lange Diderich, wiss' un wahr![1]) Awer nu stille!

Dietrich wollte sich aufrichten; aber sie ließ es nicht zu. Krigst ôk en Kus, Diderich, wenn du stille ligst! un mine Hand schast du ôk beholen.

So hielt er die Hand fest und war bald glückseligen Antlitzes eingeschlafen.

Als die Schwester eintrat, merkte sie wol, wie die Sachen standen. Eine Zeit lang saßen die beiden Mädchen stumm bei einander; dann fielen sie sich um den Hals und Dôrdjen sagte weinend: O Stina, wat schal darvan weren? Diderich is en arm Junge, un du bist de rîkste Dêren in Dörpe!

Deit niks, Dôrdjen, ek wil'n dog hebben!

---

[1]) Gewiß und wahr.

Awer din Vâr, Stînchen, de gift dat min Dage nig tau.

Deit niks! ek wil Diderich dog hebben!

Die Genesung des Kranken schritt nun rasch vorwärts. Auch Büthe war so weit hergestellt, daß er mit Hilfe einer Krücke den Bauplatz besuchen und das Nöthige leiten konnte. Aber auf den Giebel zu klettern und den üblichen Zimmerspruch zu halten, das war noch unmöglich. Und gleichwol sollte eine feierliche „Hausrichtung" Statt finden; und doch drängte die Zeit, wenn die Scheune noch vor den Herbst- und Winterwettern unter Dach kommen sollte.

Endlich wurde beschlossen, den Hinkebein als Redner auftreten zu lassen. Christine versuchte zwar, mit Rücksicht auf Dietrich, die Festlichkeit noch hinauszuschieben; allein ihr Vater donnerte: De Schüne schal ünner Dak! Basta! Und wenn Heinrich so rief, dann half keine Einwendung mehr. Man ging also schweigend an die Vorbereitungen zum Feste.

Frikke lieferte dat Ref zum Kranze, wie er's nannte. Es bestand aus einem durchkreuzten Stabe mit mehreren Tonnenreifen in Gestalt eines Zuckerhuts, und war so eingerichtet, daß es auf der Spitze des Giebels leicht befestigt werden konnte. Bei der

Ausschmückung wurde zunächst Alles mit grünem Gezweig umwunden; dann erhielten Blumen und Schleifen und Flittergold eine reichliche Verwendung; zuletzt wurden Bänder und kleine Tücher von den jungen Mädchen, welche sich am Aufputzen betheiligten, angebracht, namentlich an den untersten Reifen.

Abends ward der Kranz nach Husemann's Hause gebracht, von wo andern Tags der Festzug ausging: Voran die Musik, dann der Kranzträger, dann die Bauleute, Jeder mit einem Rukebusche oder mit einem Rosmarinzweige geschmückt, Büthe und Frikke mit Sträußen an den Hüten und alle mit Bändern an den Werkzeugen u. s. w.

Der Kranzträger wurde herkömmlich von den Zimmerleuten aus ihrer Mitte bestimmt und erhielt ein schönes Halstuch, das am Stiel des Kranzes befestigt ward. Als eine besondere Ehrenbezeigung galt es, wenn der Erwählte einen Andern an seine Stelle treten ließ. Dies Mal ward dem Sohne Husemann's eine solche Auszeichnung zu Theil; allein letzterer war im Grunde des Herzens nichts weniger als erfreut darüber; denn es ward dadurch sein Plan, daß Arnd mit Christinen gehen und sonach ihr Haupttänzer werden sollte, vernichtet.

Desto vergnügter war Christine. Auch der Küster

lächelte erfreut. Er war, obwol schon bejahrt, noch sehr kwikstêrtig,[1]) wie die jungen Burschen es ausdrückten, und liebte es, bei guter Gelegenheit einer hübschen ehemaligen Schülerin etwas den Hof zu machen. Voll Freudigkeit und mit großem Bewußtsein ging er auf Christine zu, empfing aber ein kurzes Nein: dat wolle sek dog nig recht passen! sagte sie schalkhaft, ek mot dog bi minen Kranken blîwen! Damit suchte sie Dietrich auf und gab diesem die Hand, und Küster und Vater Husemann schauten giftig drein.

Auf der Baustelle ward ein Choral gespielt und Arnd und Frikke stiegen auf das Giebelgerüst und befestigten den Kranz. Dann nahm Frikke den Hut ab und begann seinen Spruch oder vielmehr erst die Einleitung:

Hier steh' ich, werthe Freunde und Herren,
Das heißt nicht ich; denn nicht gern
Steht unten der eigentliche Zimmermeister
Mit seiner Krücke, Büthe heißt er,
Und müßte eigentlich hier oben steh'n;
Dieweil er aber nicht kann steigen und geh'n,
So bin ich gestiegen, wie hier zu seh'n,
Und sage: Heil, daß er noch lebt!
Und daß auch Dietrich's Blut nicht mehr klebt
An Holz und Kopf so schrecklich zu sehn;
Ich seh' ihn da unten bei Stinchen stehn! . . .

---

[1]) Kwikstêrt, Wipstêrt, Bachstelze.

Eigentlich hatte diese Stelle, welche genau mit Büthe überlegt worden war, blos heißen sollen: „da unten stehn!“ Als aber Frikke die Beiden zusammenstehen sah, änderte er, wie er nachher mit großer Befriedigung erzählte, stantepê den Vers und erregte damit nicht wenig Bewunderung. Nur Husemann und der Bürgermeister waren davon wenig erbaut. Teuf, Schubbejakke, brummte jener in den Bart, du krigst neinen duwwelten Kalmus! Und an den Augenbrauen ihres Vaters merkte Christine, daß diesem auch Etwas nicht recht war, und ging, nachdem Frikke wieder begonnen hatte, unvermerkt auf einen andern Platz.

Der eigentliche Zimmerspruch war das Eigenthum Büthe's; dieser hatte denselben auf seinen Wanderungen nach mündlichen und schriftlichen Überlieferungen gesammelt und zu einem Ganzen vereinigt, das schließlich etwas lang gerathen war. Frikke fuhr also fort:

Meinen Dienst und Gruß zuvor, geehrte Herrn und Leute,
Die hier unter mir stehen und sehen heute,
Daß dieser Bau, den wir haben gemacht,
Dem Höchsten sei Dank! ist glücklich zu End' gebracht.
  Hier bin ich herauf geschritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, wär' ich geritten,
Weil ich nun aber hatte kein Pferd,
So ist's auch nicht viel Sagens werth.

Alle Fürsten, Grafen und Herrn
Die das Zimmerhandwerk nicht können entbehr'n:
Und alle die hier versammelt sein;
Frauen und Jungfern groß und klein,
Sollen von mir gegrüßet sein,
Meinet' ich den Einen und Andern nicht,
So wär' ich kein rechtschaff'ner Zimmergesell nicht.
Was soll ich denn nun fangen an
Vor Allen, die da unten stahn?
Ich bitt' euch, hochgeehrter Bauherr mein,
Ihr wollt ein wenig stille sein,
Und meinen Wort' recht hören zu,
Was ich nun weiter sagen thu.
Ich bitt' euch, ihr Herren, ihr wollt' nicht lachen,
Wenn ich meine Worte nicht recht sollte machen;
Denn gestern Abend, als ich wollte studiren,
Da thaten mich die schönen Jungfern veriren,
Da ließ ich mein Studiren sein,
Und ging zu der Jüngsten in die Kammer hinein,
Allwo ich die ganze Nacht bin gesessen,
Und mein Studiren ganz und gar vergessen.
Wir haben durch Gottes Güt' und Macht
Diesen Bau auf's Beste in Stand gebracht,
Er ist wohl versehen mit Schwellen und Pfosten;
Es wird unserm Bauherrn eine Mahlzeit kosten.
Bauherr, ich frage ihn aus frischem Muth,
Wie ihn dieser Bau gefallen thut?
Meister und Gesellen haben keinen Fleiß daran gespart;
An diesem Bau ist Alles wohl verwahrt,
An diesem Holz und Arbeit, wie man sieht,
Daran ist gar kein Mangel nicht.

Weil nun der Bauherr selbst thut seh'n,
Daß dieser Bau ganz wohl thut steh'n,
So bitt' ich noch einmal, ohn' Beschwer'n,

Ihr wollt mir ein wenig zuhör'n:
Herr Gott, du Schöpfer aller Welt,
Der durch seine Macht Alles erhält,
Du wollest diesen Bau erhalten in Gnaden.
Bewahr'n für Feuer und andern Schaden,
Für Hagel und großem Ungewitter,
Das er nicht falle darnieder,
Du woll'st segnen dieses Haus,
Und die da gehen ein und aus!
Woll'st auch unserm Bauherrn geben
Ein gesundes und sehr langes Leben!
Auch sein Weib und all' sein' Kind'
Und Alle die ihm angehörig sind.
Gott segne sie zu jeder Zeit,
Und nachmals dort in Ewigkeit!
Nun wünsch' ich unserm Bauherrn ein fett' Rind
Und der liebwerthen Baufrau ein Kind
Und der Tochter zwei und ihrer Magd drei,
So giebt's ein ganzes Hausgeschrei.

Dieser Bau ist gemacht von Riegeln und Pfosten,
Es wird unserm Bauherrn ein gutes Trinkgeld kosten.
Eintausend Thaler wäre nicht zu viel,
Zweitausend wäre das rechte Ziel,
Wenn er uns aber fleißig thut bieten,
Sind wir mit dreitausend Thaler auch zufrieden;
Kann es aber nicht sein, so falle dieser Bau wieder ein,
Wenn ich werde wieder herunter sein.

Nun laßt unsern Bauherrn auftragen
Etwas Gesotten und Gebraten,
Weißbrod, daß es übrig bleibet,
Schweinefleisch, daß der Tisch sich beuget,
Wein und Bier, daß es ein Mühlenrad treibet,
Schön' Jungfern, das da die Zeit vertreibet,
Ein Spielmann, der muß auch da sein,

Desgleichen Muskatelerwein.
Gute Freunde und Branntewein
Müssen auch bei dieser Mahlzeit sein,
Und wenn sich Einer untersteht die Zeche zu machen,
So wollen wir ihn schlagen, daß ihm die Rippen krachen.

Ein Zimmergesell bin ich genannt,
Ich reise Fürsten und Herrn durch's Land,
Dieselben mit Fleiß recht zu beseh'n,
Daß ich einmal auch möchte besteh'n.
Wenn ich hätte aller Jungfern Gunst,
Und aller Meister ihre Kunst,
Und aller Künstler ihren Witz,
So wollt' ich ein Haus bauen auf eine Nadelspitz,
Weil ich dasselbe nicht wol thun kann,
So muß ich bauen auf einen guten Plan.
Wer da will bauen auf Gassen und Straßen,
Der muß einen Jeden können reden lassen.

Darauf schmeckt mir ein Gläslein Wein,
Kameraden, schenkt mir ein's ein!
Bauherr, ich trinke euch aus Liebe und Lust,
Nicht aus Hunger oder auch großem Durst,
Sondern aus Liebe und Freundlichkeit,
Auf unsers . . . . .[1]) Gesundheit.
Jetzt trink' ich über euch Allen;
Gebt acht, das Glas wird herunter fallen!
Hinunter ist's gefährlich,
Und herauf ist's beschwerlich,
Ich will mich hieraus bedenken,

---

[1]) Königs, Kurfürsten, Herzogs ꝛc. je nachdem der Titel des Landesherrn lautet. Neuerdings wird meist der Kaiser eingeschoben oder auch ein Zusatz gemacht: „Und unsers Kaisers Tapferkeit;"

Und dieses Glas hinunter schwenken.
Ein Zimmergesell bin ich genannt,
Diesen Strauß hab ich in meiner Hand,
Welcher ist so hübsch und fein,
Dazu auch Rosmarien sein;
Daran steckt auch ein Blümlein gut,
Das dienet mir auf meinem Hut . . .
Jetzt thu' ich mich noch Eins bedenken
Und diesen Strauß hinunter schwenken.
Vor etlichen Wochen haben die Vögel darauf gesungen,
Sowol die Alten wie die Jungen.
Potztausend ich hätte bald vergessen,
Die schönen Jungfern einzumessen,
Die Jungfern, die den Branntwein trinken,
Und den Junggesellen mit den Augen winken . . .
Diesen Spruch habe ich bekommen im Lande Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich doch daran gedacht,
So hätte ich meinen Kameraden zwei oder drei mitgebracht.
So habe ich mich eines Andern besonnen,
Und dachte, es seien hier auch welche zu bekommen.
Wenn ich könnte krähen wie ein Hahn,
Schwimmen wie ein Fisch und Schwan,
Und lieben wie ein Spatz,
So wär' ich aller Jungfern ihr Schatz;
Weil ich aber dasselbe nicht kann,
So will ich auch nur eine han.

Ich bin gereist im Lande Oesterreich,
Da hab' ich gemacht sieben Meister reich.
Der erste ist gestorben,
Der andere verdorben,
Der dritte hat müssen sein Haus verkaufen,
Der vierte hat müssen gar entlaufen,
Der fünfte hat Nichts überall,

Der sechste liegt im Hospital,
Der siebente sitzt in Venedigs Krautgarten,
Und will die Andern auch vollends erwarten.

Ich bin gereiset durch's ganze Land Hessen,
Da gibt's große Schüsseln und viel zu essen[1]),
Gutes Bier und wohlfeilen Wein,
Wer wollte im Hessenlande nicht sein!
Wenn das Obst thut wohl gerathen,
So haben sie genug zu sieden und zu braten.

Bauherr, hab' ich nicht recht gesprochen,
Gebt mir das Fleisch, behaltet die Knochen!
Nun gehet nach Haus,
Und bleibet nicht lange aus!
Ein Jeder stecke ein stumpfes Messer ein,
Es wird hier was besonders sein.

Wer über diesen Bau hat Hohn und Spott,
Der stecke seine Nase in's —
Oder stoße den Kopf an die Wände!
Nun hat der Spruch ein Ende.

Bei den Schlußworten schwenkte Frikke unter dem Gejubel der Festgenossen und der Kinder des ganzen Dorfes den Hut, setzte ihn stolz auf's rechte Ohr und stieg herab, während Arnd, sein Tuch um den Hals windend, die größeren Schmuckstücke unter die Zuschauer warf, von denen natürlich die jungen Burschen bestrebt waren, Dasjenige zu erhaschen, worauf sie besonders Werth legten.

---

[1]) Nach einer anderen Lesart „wenig zu essen".

Dann wurde gegessen, getrunken und getanzt bis zum andern Morgen und am Nachmittag das Fest von Neuem begonnen. Beim Essen hatte Jeder für Löffel und Messer selbst zu sorgen; nur der Küster und der Vogt erhielten Messer, Gabel und Teller; dafür hatte der Küster vor und nach dem Essen zu beten, was er mit „vieler Würdigkeit" vollbrachte. Der Pastor hatte sich wegen Unwohlseins entschuldigen lassen.

Dietrich's Lage war etwas peinlich, da er weder tanzen noch trinken durfte; doch wußte ihn Christine durch ein paar verstohlene Freundlichkeiten zu entschädigen. Er spielte, wie man sagte, den Fibelkwintigen: er suchte sich unvermerkt dem Bauherrn zu nähern und wußte dann über die gute Einrichtung der neuen Scheune und über den Witfaut[1]), den Heinrich aufgezogen hatte, so viel Kluges und Verbindliches zu sagen, daß dieser, der schon stark in's Glas gesehen hatte, ganz angenehm davon berührt wurde und beinahe laut gedacht hätte: Schâe[2]), dat de Bengel nig en Hof oder'n regelêr Stük Geld het! Als aber dann Christine herbeikam und Allerlei zu fragen hatte und nun Dietrich auch mit einreden wollte, da sah ihn der

[1]) Weißfuß, Pferdename.
[2]) Schade.

Bürgermeister in einer Weise an, die klar zu verstehen gab: Mîn Junge, du vergisst wol, wên du vör dek hest!

Allmälig kamen Herbst und Winter heran. Das junge Volk fand sich des Abends in den Spinnstuben und beim Apfelschälen zusammen. Auch Dietrich und Stina wußten sich einige Male zu treffen; aber das genügte ihnen nicht, und an Besuche Dietrichs in der Bürgermeisterei war gar nicht zu denken. Da ermittelten sie einen Ausweg.

Zwischen Scheune und Stallgebäude befand sich ein enger Raum, der nach dem Garten zu mit einem Brett abgeschlossen war. Doch hielt der untere Nagel nicht mehr; das Brett ließ sich zur Seite schieben und gab dann unten Raum zum Durchschlüpfen. Hierher schlich sich Dietrich in dunkler Abendstunde und harrte, bis Christine vom Hofe her sich einfand. Dann wurde auch ein Brett der Scheunenwand beweglich gemacht und so eine behagliche Stelle im Strohgefache hergestellt.

Dat wören glüklige Stunnen! So versicherten Beide noch, als ihre Häupter längst ergraut waren.

Aber erst folgten viele schwere und bittere Stunden!

Christine ward still und traurig . . .

Der Erste, dem die Veränderung in ihrem Wesen auffiel, war Hans.

Zwischen den Beiden bestand ein wunderliches Verhältniß, und es ward in Kürze noch wunderlicher. Christine bemutterte gleichsam den bedeutend jüngern Vetter und sorgte und stritt für ihn, wenn Andere ihn vernachläßigten oder ihm zu nahe traten. Hans vergalt das mit dankbarer Anhänglichkeit und Treue und fühlte gegen das schöne Mädchen eine Neigung, die er nicht näher zu bezeichnen wußte und von deren Innigkeit auch Christine keine Ahnung hatte.

Eines Tages traf er sie allein und bemerkte ihre verweinten Augen. Nachdem er sie eine Zeit lang still und eindringlich betrachtet hatte, faßte er sich ein Herz und sagte innig: Stinchen, du bist faken[1]) sau bedreuwet, wat hest du? Segge't mi! du kanst mi truen!

Das Mädchen sah den noch knabenhaften Vetter schweigend in die treuherzigen Augen und fing wieder an zu weinen. Ja, Hans, sagte sie zuletzt, du bist

---

[1]) Oft.

trûe! ek weit ôk, dat du't gaud meinst... O Hans, ek bin sau unglüklig! . . .

Da liefen auch ihm die Augen über.

Ja, wen ek man dode wöre! fuhr Christine fort, die dem Drange folgte, ihr Herz zu erleichtern; ja wen't man . . . O Gott, ek mag et nig seggen. Kum dar achter't Hûs, dat ösch Nömst[1]) höret!

Hans war todtenbleich geworden und sah das geängstigte Mädchen mit tiefster Betrübniß an. Da faßte sie ihn plötzlich bei der Hand und raunte ihm in's Ohr: ek wil en Kind!

Wenn ein Blitzschlag neben ihm in die Erde gefahren wäre, hätte Hans nicht erschrockener dastehen können. Die Worte: se wel en Kind — hatte er wol hundert Mal in der unbefangensten Weise aussprechen hören; aber sie waren ihm niemals besonders aufgefallen. Jetzt klangen sie ihm so eigenthümlich und Alles war so beängstigend . . . Als er sich zu einer Frage ermannte, lief das Mädchen mit den Worten fort: vernabend![2]) nu kan ek't nig seggen.

Aber am Abend kam es zu einer Unterredung nicht mehr.

---

[1]) Niemand.

[2]) Heut' Abend.

Der Bürgermeister hatte einen Ausgang gemacht und war auf dem Heimwege, als ihm ein kleiner, untersetzter Mensch entgegentrat, der ihm wegen einer früheren Züchtigung den giftigsten Haß nachtrug.

Na, Hinnerk, rief derselbe spöttisch, wat gifst du mi, wen ek di wat Rares vertelle? . . Ja, ja, et was di en Lichtes, mi an den Tûn te smiten, awer düt schal di wol nig sau lichte vörkomen! Ek herre't di al freuer seggen können, den ek bin dem Diderich en pâr Mâl na e sleken, awer ek wol't erst aflueren; nu schast't hören: 't is met jue Stina nig richtig!

Heinrich sprang auf den Menschen zu; allein dieser rannte davon. Doch genügten wenige Sekunden, um ihn einzuholen, und er ward dann mit solcher Gewalt erfaßt und zu Boden geschleudert, daß er wie todt da lag und erst nach geraumer Zeit wieder zur Besinnung kam.

Heinrich kümmerte sich darum nicht. Wie ein Wüthender flog er auf seinen Hof, in sein Haus, wo eben die kleine Frau mit einem Licht stand und ihn entsetzt heranstürmen sah.

Um Gottes-Jeses willen! rief sie, Hinnerk, wat sühst du sau vergrelt ût? wat is er schein?[1])

---

[1]) Geschehen.

Wat er schein is? brüllte Heinrich . . . Wo is de schlechte Balg? wo is de —

Zum Glück stand Christine in der Nähe einer kleinen Seitenthür. Erst war sie wie angewurzelt; dann, als der Vater mit seinem Stocke auf sie zufahren wollte, sprang sie durch die Thür, flog um das Haus herum, durch den kleinen Gang in den Garten, und rannte dann hinter den Höfen hin, bis sie athemlos und erschöpft an einer dicken Hecken-Hucht wie ohnmächtig niedersank.

Ein scharfer Nordost brachte sie wieder zum vollen Bewußtsein ihrer Lage. Wohin sollte sie nun? was sollte aus ihr werden?

Wol fielen ihr Dietrich's Eltern und Schwestern ein; aber nein, das war ihr unmöglich, sie hätte sich todtgeschämt . . .

Endlich kam ihr „Kösters ole Mutter“ in den Sinn, die von jeher freundlich und liebreich gegen sie gewesen war. Wenn das kleine snikkere[1]) Ding vordem die Schulstube verließ, dann wurde es noch in das Witwen-Zimmer gerufen, um mit einem gebratenen Apfel oder mit Nüssen und dergleichen bedacht zu werden. Dafür kam dann Stinchen zu Weih-

---

[1]) Zierlich-anmuthig-sauber.

nachten oder am Geburtstage oder bei einer sonstigen Gelegenheit mit einer Wurst oder einem Körbchen mit Eiern; und so hatte sich zwischen der steinalten Frau und dem blutjungen Mädchen eine rührende Freundschaft und Anhänglichkeit gebildet.

Zum Glück war die Alte noch nicht zu Bett. Christine klopfte an den Fensterladen und gab sich zu erkennen: O Grossmutter, um Gottes willen, maken Se mi lise de Dör up!

Das geschah denn, und das arme Mädchen wäre wol auf der Schwelle zusammengesunken.

Gerechter Gott, Stinchen, wo sühst du ût! Wat is di? wat bedüt dat?

Ach Grossmutter, ek kan't nig seggen . . . Und sie konnte es wirklich nicht sagen, so bitterlich weinte und schluchzte sie.

Die alte Küsterswitwe war eine zu erfahrene Frau, als daß sie nicht bald auch ohne Erzählung begriffen hätte, wie die Sachen standen.

Na, si man stille, mîn arme lütje Stina! Kum, ga in mîn Bedde liggen! du bist jo ganz verklâmt![1]) Ek wil Kaffe maken, un den wil wi de Sake öwerleggen!

---

[1]) Durchkältet, erfroren.

Das geschah denn; aber alles Ueberlegen und alles Jammern brachte keine tröstliche Lösung. Endlich fielen der alten Frau die Augen zu. Sie machte sich ein Lager, verwies Christine auf morgen, betete laut und war sofort eingeschlafen. Sie schlief den Schlaf der Gerechten.

Christine betete auch; aber Schlaf kam nicht in ihre Augen. Sie gedachte der todten Mutter: wie anders würde Alles gekommen sein, wenn die noch gelebt hätte! O Meume[1]), Meume biddet för mi! . . O Gott, wo schal ek hen? wat schal ek anfängen?

So ging das die ganze Nacht hindurch. Und die Nacht war so lang! so lang!

Eben so schlaflos lag der Vater. Er hatte wuthschnaubend seine Verfolgung aufgegeben, Alles zerschlagen, was ihm in den Wurf kam, und sich zuletzt laut stöhnend auf den Faulstuhl geworfen; Niemand wagte, sich ihm zu nähern, nicht einmal seine Frau. Als die Anderen aufstanden, legte er sich zu Bette, riegelte die Butzen-Thüren[2]) fest, und gab auf Nichts

---

[1]) Mutter.

[2]) Butze ist eine enge Schlafkammer oder Schlafstelle; die Oeffnung zum Einsteigen wird durch Schiebe-Thüren geschlossen.

Gehör; es war, „als läge ein Todter im Hause“, erzählte nachgehends die kleine muntere Frau, die ganz ihre Krêgeligheit verlor.

Auch Hans kam aus dem Geleise. Er besuchte zwar die Privatstunden, die ihm der Oheim beim Küster noch geben ließ, allein an rechte Aufmerksamkeit war nicht zu denken, und der Lehrer selbst hatte mehr die einstige Schülerin und ihren Geliebten im Kopfe, als seine gegenwärtigen Schüler.

Als Hans heimkehren wollte, rief ihn die alte Großmutter, wie sie allgemein genannt wurde, in ihr Stübchen und theilte ihm mit, wo Stinchen sich befand. Kum vernabend wêr! awer most tau Nömst wat seggen! Das versprach er mit großer Bereitwilligkeit, und kam nun so aufgeräumt nach Hause, daß es der kleinen Bürgermeisterin auffiel: Junge, schämst du di nig, dat du sau lustig bist?

Aber Hans machte ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: ek weit't beter!

Kröpel-Hans, rief die Base, Junge, du weist wat! Wo is Stinchen?

Hans schüttelte schweigend das Haupt, sah dabei aber so listig aus den Augen, daß die stille Verneinung mehr zu einer sprechenden Bejahung wurde.

Verdamte Junge, wut du mi tau'm Besten

hebben! rief die Base und griff zu einem derben Stocke, teuf[1]), du balstürige Dikkebrat, ek wil di't Mûl upmaken.

Hans sprang ihr aus dem Weg und hielt sich in sicherer Entfernung.

Kröpel, wut du glîk hierher!

Gêrn, Fîkwêsche! Awer et is mi dat verdächtig; legget erst den Stok weg!

Die kleine, lustige Frau mußte lachen. Na, Hans, Galgenstrik, kum man her! Süh, de Stok is al wege! Nu segg't mi, oder weist du Niks?

Dog, Fîkwêsche, ek weit alles, un ji schölt't ôk erfaren, awer nog draf ek't nig seggen.

O Hans, mi kanst du't wol seggen; ek meint jo gaud met de Deren.

Ja, dat weit ek, Fîkwêsche! awer ek hebbe't verspraken.

Ach, mi allene kanst du't wol seggen! Ek gewe di ôk en Stük Honnigschaten.[2])

Das war denn nun eine starke Versuchung für Hans „sine seute Lekkertunge;" aber zum Glück fiel ihm ein, daß der Ohm nicht leicht den Schlüssel zur Branntweinskammer aus der Hand gab und er fragte:

---

[1]) Wart'!

[2]) Honigwabe.

Ja, hebbe ji den ôk den Slötel, Fîkwêsche?

Den wil'k wol krigen, sagte lachend die kleine Versucherin.

Na, den kriget'n man est, Fîkwêsche! Und damit lief er fort, und begab sich später auf weiten Umwegen in's Küsterhaus, um nicht Verdacht zu erregen.

Es überkam ihm ein seltsames Gefühl, als er so das schöne Mädchen fand . . . Wäre Dietrich da gewesen, er hätte ihm den Hals umdrehen können . . .

O Hans, rief ihm Christine entgegen, und fing bitterlich an zu weinen.

Hans konnte auch Nichts hervorbringen, als „Stinchen“ . . .

Endlich fragte er: Ja, wo is den dat alle sau komen?

Dat kan ek di nig sau seggen, Hans; awer eint wil ek di seggen: Hans, ga min Dage nig tau'n Deren!

Hans wollte gerade der Sache noch etwas weiter nachfragen, als die alte Großmutter eintrat. Nun saßen die beiden vor dem Bette der Halbkranken und alle drei weinten und berathschlagten um die Wette.

Endlich rief Hans: Ek weit et, de Pestôr mot helpen! Und da die beiden Anderen auch nichts Besseres wußten, so wurde beschlossen, die Hilfe des Geistlichen

anzusprechen, und zwar sollte Hans die Sendung übernehmen. Du bist zwarst nog jung, sagte die alte Frau, awer du bist dog en klauk Junge, un wîl de Pestôr ôk klauk is, sau werd hei wol Alles richtig inseihen.

Als Hans am andern Tage zu dem alten würdigen Manne kam, war dieser schon ziemlich genau unterrichtet.

Der Pastor war nicht verheirathet, sondern lebte mit der Schwester, die wir schon früher kennen gelernt haben. Und diese Schwester hatte eine alte Magd, Trine geheißen, die wir noch kennen lernen müssen. Beide hatten den Fall schon reiflich besprochen. Die Magd war nämlich mit dem „dûknakkigten Kêrl,“ den der Bürgermeister zu Boden geworfen hatte, zusammengetroffen und hatte von diesem Alles erfahren, was er wußte und nicht wußte. Und Trine verfehlte natürlich nicht, ihre Gebieterin von Allem in Kenntniß zu setzen, was sich begeben und nicht begeben hatte.

Sie können's glöben, Mamsell, et is sicher, Denker's Christine will en Kind.

Will ein Kind? Was du da schwätzest, Trine! Was will Christine denn mit einem Kinde? Junge Frauen wünschen sich wol Kinder, aber unverheirathete Mädchen . . .

Verheirathet oder nicht, Mamsell! Das sünt natürliche Dinge, sagte der Dokter in Hannover; auch bei's ledige Volk nömmen sie das hier „Kinderwollen", und das Kind ist doch einmal da!

Ist da? Allmächtiger Gott, du bist wol dörlich![1]) Wo ist es denn? hast du's schreien hören?

Na schreien! Es wird unter solche Uemmestänne nicht gleich geschrieen; Alles will seine Zeit haben, sagte der Dokter in Hannover!

Ja, wer ist denn der Vater?

Na, der gefallene Dietrich werd's wol sin, Mäker's Diderich.

Und das Alles hast du richtig gehört?

Ja, der Dûknakkigte hat mich's in Nêrendörpe Alles haarklein verzählt. Sie können's glöben, Trine, sagte er, et is so.

O die Menschen! . . . wie kann das nur Alles so sein, Trine? Wie wird sich der Pastor grämen, der gerade für Sonntag studirt!

Ja, das is der Welt Lauf, sagte der Dokter in Hannover. Und Mädchens, sagte mein Vater seliger in Hannover, Mädchens, wahret euch für die Offenciers und für die Schuhspielers!

---

[1]) Nach dem plattdeutschen dörlk gebildet, für: nicht recht klug, verrückt &c.

Schuhspielers? fragte die Mamsell verwundert.

Ja, Offenciers und Schuhspielers; aberst hier gibt es ja freilich keine solchen nicht.

Schuhspielers? fragte die Herrin nochmals; spielen denn die mit Schuhen oder in Schuhen?

Nein, Mamsell, so ist die Insicht nicht; sondern mein Vater seliger, der plattdeutsch sprach und bei's Theater war, sagte Schauspeler und da muß ich doch in meine hochdeutsche Bildung bei's Pestohrs Schuhspieler sagen.

Die alte Mamsell lachte ein wenig über den Bildungseifer ihrer Magd, hatte aber sonst Nichts dagegen einzuwenden, da Trine eine treue und fleißige Person war, wenn sie auch beim Forttragen der Dorfzeitung zum Vogt zuweilen unterwegs stehen blieb und selbst etwas las.

Was hatte denn dein Vater mit dem Theater zu thun? fragte die Herrin weiter.

Er war Loschenschließer, erwiederte das alte Mädchen, und hatte sein gebildetes Auskommen bis er abgesetzt wurde und kümmerlich starb.

Warum wurde er denn abgesetzt?

O wegen Schaluschheit[1]), indem er bei Freunden

---

[1]) Mißgunst, von jaloux.

ein bischen durch die Finger sach und von so'n Hallunkigten angezogen . . . angezeigt wurde.

Nahm sich denn Niemand Seiner an?

Nein, Mamsell, und ich war auch sehr empor darüber, und als er begraben wurde, konnte der Leichenwagen nur in weniger Gesellschaft fahren.

Da müssen die Freunde nicht treu gewesen sein!

Niemals, Mamsell, nur Einige waren gut und diesen ließ ich einen schönen Dank in das Blatt setzen.

Das war recht, Trine!

Ja, hören Sie nur: ich kann's noch von baußen:[1])

„Allen Denjenigen, die gestern zu mir als Privatfreunde die einzigen waren, überzeugen sich hierdurch gedruckt, daß mein Dank in dieser Dankbarkeit ihnen auf mein Herz zu schließen das Weitere selbst bewußt bleiben möge."

Dabei ergriff das alte Mädchen einen ihrer Schürzenzipfel und rieb sich gerührt die Augen.

Als die Herrin Alles gehörig erforscht hatte, ging sie stehenden Fußes zu ihrem Bruder, um ihm dasselbe mitzutheilen.

Laß Dich nicht stören, Pastor! es dauert nicht lange, aber ich habe Dir Wichtiges zu sagen.

Wichtig muß es in der That sein, Helene, erwiderte der Bruder ein wenig verdrießlich, Du würdest mich sonst nicht unterbrechen. Indessen hörte er die

[1]) Nach dem plattdeutschen: van buten, d. h. auswendig.

Erzählungen doch geduldig und mit sichtbarer Theilnahme an. Arme Stina! sagte er schließlich; sie war meine beste Konfirmandin.

Als Hans sich einfand und seine vielbedachte Einleitung beginnen wollte, kam ihm der alte Herr erleichternd zuvor. Ich kann mir schon denken, was Dich hertreibt, sagte er; das ist ja eine böse Geschichte!

Ja, das ist es, Herr Pastor! und wir meinen Alle, daß Sie kommen und Frieden stiften müssen.

So, das meint Ihr? Ja, mein Junge, das wird nicht so leicht sein. Der Herr Bürgermeister ist ein trefflicher Mann, aber er ist auch jähzornig und hart und stolz. Allein ich werde thun, was ich vermag; es ist ja meines Amts.

Doch Heinrich wollte von dem Amte Nichts wissen. Weg met dem Kêrl! rief er wüthend; schöll' dat schlechte Wiwesstük beter vermânt hebben! Henût met' em!

Der muß erst noch stiller und weicher werden, sagte der Pastor sanft; ich komme schon später wieder.

Und Heinrich ward auch stiller; aber erst nach geraumer Zeit. Mehrere Tage tobte er noch fort und traute dabei Niemanden; er meinte, Alle stächen mit Christinen und Dietrich durch; seine eigene Frau durfte nicht davon reden. Am meisten Zutrauen hatte er

noch zu Hans. Dieser wagte es eines Morgens, sich an sein Bett zu setzen und zu fragen: wo geit et, Hinnerk-Vedder?

Ach vermukt schlecht! antwortete Heinrich ungewöhnlich ruhig, ek wêre wol ganz krank wêren. Nach einer Weile fuhr er fort: Hans, ek weit, du bist en trûe Junge un segst niks wêr, wat du mi eis wat ut de Brennewinskamer halen?

Ja, Vedder, gêren!

Awer most mi nig likken! süs verderft de Honnig . . . Hale mi'n lütjen Pommeranzen! Hêr is de Slötel!

Hans that, wie ihm geheißen; nur konnte er's nicht lassen, ein Stück Süßigkeit zu nehmen; doch nahm er Zucker statt Honig, und konnte darum mit Zuversicht die Zunge ausstrecken, als Heinrich fragte: Hest du ôk elikket? . . . Na, dat is recht, Hans, morgen schast du ôk en Stükke hebben.

Dazu kam's aber nicht; denn am andern Tage war die Krankheit im vollen Zuge. Es könnte wol ein Gallenfieber werden, erklärte der Doktor; „wir müssen's abwarten."

So blieben denn die Dinge Wochen lang, wie sie waren.

Hans ging vom Einen zum Andern. Unerbittlich

aber weigerte er sich, zu Dietrich zu gehen, der mehrere Tage lang in peinlicher Ungewißheit über Christinen's Verbleiben sich befand.

Desto lieber ging er zu „Pestôrs“, um dort Nachricht über den Verlauf der Dinge zu geben.

Des Onkels Krankheit scheint langwierig zu werden, bemerkte eines Abends Mamsell Helene;

O das habe ich mich gleich gedacht, fiel Trine ein; chronologische Krankheit sagte der Dokter in Hannover.

Ist er denn ruhig und nimmt er gut ein?

Ruhig wol; aber einnehmen will er nicht immer. Einmal kam der Knecht mit der Medizin und sagte: et kostet fîf Mattier![1]) Mêr nig? schrie der Vetter, wat kan'k sau wat helpen! und schmiß die Büchse an die Wand.

Endlich legte sich die Krankheit. Der starke Mann war so hinfällig geworden, daß er sich nicht mehr selber aufzurichten vermochte. Und so trat denn auch eine gewisse innere Ruhe und Einkehr bei ihm ein.

Hans, sagte er plötzlich eines Morgens, du bist truë und brâv, segge mi eis, hest du Stînchen seihn?

---

[1]) Ein Mattier, ehemalige Münze, vier schwere Pfennige.

Ja, Hinnerk-Vedder!

Wo süht se ût?

O ganz bedreuwet;[1]) se is sau blêk un grint[2]) sau vêl.

Sau? un . . .

Un alle Ogenblikke fraget se na jök. Wen ek dog man bi'm waken könne! säe se nog vörgistern. Hei is sau gaud, de ole Vâr, un ek hebbe'n sau e kränket! . . .

Ja, dat het se, brummte Heinrich vor sich hin.

Wen ek'n dog man eis seihn könne, wen he ôk sleipe! . . .

Het se dat e segt?

Ja, wisse un wahr, Vedder!

Un jümmer bedreuwet? . . .

Ja! blôt ein Mâl het se lachet, asse'k vertelle, wo ji den dûknakketen Hallunken dâl smeten hebbet. Ja, säe se, dat kan Nömst sau asse use Vâr!

Heinrich lächelte wohlgefällig, und Hans kam zu der Ueberzeugung, daß jetzt der Pastor wieder kommen könne.

Dazu war denn auch der würdige Mann sogleich

---

[1]) Betrübt.
[2]) Weint.

bereit. Er setzte sich still und sanft an das Bett des Kranken, gab ihm die Hand, erkundigte sich mit warmer Theilnahme nach dem Befinden und nach anderen Dingen und schlich sich so ganz allmälig an das Herz und an die Sache heran, die er im Auge hatte, bis er nach geraumer Zeit beim „verlorenen Sohne" ankam und eben den Uebergang zur „verlorenen Tochter" versuchen wollte . . .

Hôlt, Herr Pestôr! rief da plötzlich Heinrich, dat stimt nig!

Der Geistliche erschrak und sah ihn fragend an.

Ja, seihn Se, Herr Pestôr, up de Sünne kumt et mi nig an; de is jo wol bi Jungens und Derens glik; awer'n Junge de schüddet dat wêr af, an de Derens awer blift't hängen!

Das ist wol wahr, mein lieber Herr Bürgermeister, erwiderte der Pastor etwas verlegen; allein sehen Sie, das Christenthum macht doch keinen Unterschied.

Keinen Ünnerscheid? Hôlt! Herr Pestôr, Ihr Wort in Ehren! Sie sind ein gelehrter Mann, awer hîr tömet[1]) Se das Pêrd bi'n Schwanze up! Wen dat met Jungens un Derens einerlei wöre, sau herre de Bibel dat ôk e segt!

---

[1]) Hier zäumen Sie das Pferd beim Schwanze auf!

Der Pastor merkte wol, daß er vor der Hand fest saß. Er dachte bei sich selbst: es ist wol besser, daß ich hier abbreche und morgen einen weiteren Versuch mache. Da, mit einer gewissen Anstrengung, sagte Heinrich:

Dat wi ösch recht verstât, Herr Pestôr! dat Kind blift an de Deren hengen, awer nig de Bengel! Ek hebbe minen Kinne Alles vergewen. Stina mag wêr kommen; awer dat mi nümmermêr de Hallunke ünner de Ogen kumt!

Das war mehr, als der Pastor irgend gehofft hatte. Lauf, mein Junge, sagte er zu Hans, und bring dem armen Mädchen die frohe Botschaft und nimm Christine gleich mit. Gott lohn' es Ihnen, Herr Bürgermeister, Sie werden einen frohen Abend haben.

Christine und die alte Großmutter weinten und lachten Eins um's Andere. Als jene mit Hans an die väterliche Hausthür kam, fing sie an zu zittern und konnte kaum athmen; dann lief sie schluchzend zur Kammer, sank vor dem Bett nieder und rief: Vâr, Vâr, kön ji mi vergewen?

Na, Na, machte der Alte und konnte vor Thränen nicht reden, sta up, Stinchen! arm Kind, wo blêk du bist!

O Vâr, hebbe ji mi den ôk Alles vergewen? dat ek wêr ruhig slapen kan?

Ja, ja, mîn Deren, al längst!

Und beide schliefen diese Nacht ruhig und leicht bis in den hellen Tag hinein.

Und beide waren dann fast immer beisammen. Aber von Dietrich wurde nie gesprochen.

Ek weit nig, wat dat is, sagte eines Tages die kleine Bürgermeistersfrau zu sich selbst, 't sind al vele Weken, un mi is jümmer sau brekerig te Sinne... Ek mot dog eis de ole Büth'sche fragen. Tau Hinnerk un Stinchen mag ek niks seggen. Se schöllen mi ja wol regelêr ûtlachen, wen't dog niks wöre!

Als die kleine, dralle Frau bei der alten Klappertasche ankam, war zunächst natürlich von Christinen die Rede. Ja Jugend hat keine Tugend, lachte Frau Büthe, un wen de Planke en Lok het, sau krûpt er de Göse dör! [1]) Warümme hadde de ole Hinnerk dat Lok nig beter tau e negelt?

Dann schlossen sich die Beiden ein und hielten allerlei geheime Berathungen, deren Ergebniß die alte

[1]) Wenn der Lattenzaun ein Loch hat, so kriechen die Gänse durch.

künnige Frau in den Spruch und in die Worte zusammenfaßte: Tîd un Flît bringt Profît! . . Ja, de ole krusemirige Hinnerk! . . . Un ek löwe, Fiking, et is en Junge! . . .

Frau Fike tanzte mehr nach Hause, als sie ging. Hinnerk, rief sie ihrem Mann entgegen: ek weit wat, wat du nig weist!

Aber sie sagte ihm nicht gleich, was sie wußte. So eine wichtige Angelegenheit mußte mit Bedacht behandelt und auch nutzbar gemacht werden. Wenn es ein Junge würde, überlegte sie, so könnte ja Nichts angemessener sein, als daß Stina dem künftigen Stammhalter Platz machte und „abheirathete;“ und dann war's doch auch dem armen Mädchen zu gönnen, daß sie ihren Dietrich bekäme . . .

Ja, wat versprekst du mi, Hinnerk, wen't sau is un en Junge kumt?

Alles, Fike!

Ok, dat Stina ören Diderich hebben schal? un en lütjen Hof dartau gekoft?

Ok dat, juchhe!

Und der alte Bursch sprung asse'n Tinshahn!

Wie hofften nun Alle auf den Jungen — Mutting, Vatting, Stining, wie die alte Büth'sche sagte!

Und richtig, es war ein Junge!

Nu schal ôk Kinddöpe und Hochtîd up einen Dag sîn! entschied Heinrich!

Un Diderich un Hans mötet Vaddern[1]) weren, setzte die glückliche Mutter hinzu.

Un mi werd wol dat Anorneren taufallen, rief Husemann, der mit möglichster Unbefangenheit seinen Glückwunsch brachte.

Ja, erwiderte Heinrich, anners geit dat nu einmal nig, Vadder! dat Kummederen most du daun.

---

[1]) Gevattern.

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.







